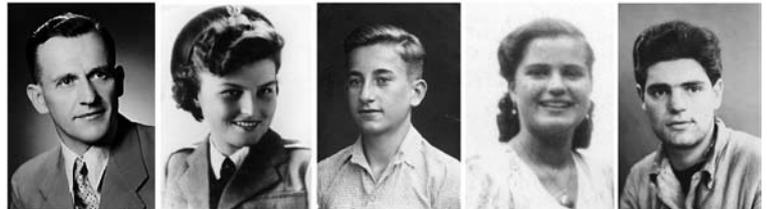


»Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und
Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand



AK FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN

BLOG
fragtuns.blogspot.de

E-MAIL
fragt-uns-broschuere@web.de



BERLINER VVN-BdA

ANSCHRIFT
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin

HOME PAGE
berlin.vvn-bda.de

E-MAIL
berlin@vvn-bda.de

TELEFON
+49 30 29 784 178

FAX
+49 30 29 784 378



»Fragt uns, wir sind die Letzten.« ist eine Anlehnung an den Titel der Autobiographie Kurt Julius Goldsteins (Wir sind die letzten - fragt uns. Kurt Goldstein. Spanienkämpfer, Auschwitz- und Buchenwaldhäftling. Bonn 1999).

Goldstein (1914-2007) wurde von den Nazis als Jude und Kommunist verfolgt, war Spanienkämpfer und überlebte die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald. Er war bis zu seinem Tod antifaschistisch aktiv und sprach regelmässig als Zeitzeuge mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.

Wir bedanken uns beim Solidaritätsfonds der Hans-Böckler-Stiftung für die Finanzierung des Drucks dieser Broschüre.

Wir verwenden in der vorliegenden Broschüre die Schreibweise mit einem Unterstrich und sprechen nicht z. B. von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen. Dies hat die Funktion, dass erstens Menschen, die sich zwischen oder außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit verorten, miteinbezogen werden und zweitens auf den Konstruktcharakter der sozialen Kategorie Geschlecht hingewiesen wird.

Inhalt

EDITORIAL

SEITE 4

ERWIN WIDSCHWENTER:

»NIEMAND KÖNNTE MICH BEKEHREN,
ANDERS ZU WERDEN.«

SEITE 6



KLAUS ULRICH RABE:

»DAS IST MEIN CREDO: ALLES ZU TUN,
DASS DAS NICHT WIEDER VORKOMMT.«

SEITE 36



SONJA KURELLA-SCHWARZ:

»WIR HABEN UNS UNTERHALTEN,
ALS HÄTTEN WIR NOCH EINE ZUKUNFT.«

SEITE 15



ANNA ELŻBIETA SZELEWICZ:

»MAJDANEK – DAS WAR DER SINN,
WARUM WIR KÄMPFEN!«

SEITE 47



PETER NEUHOF:

»ES WAREN SO UNWAHRSCHEINLICHE
GLÜCKSUMSTÄNDE, DASS ICH IN DIESER
FÜRCHTERLICHEN ZEIT ÜBERLEBT HABE.«

SEITE 25



HERAUSGEBER_INNEN/GRUPPEN

SEITE 55

SCHWUR VON BUCHENWALD (AUSZUG)

SEITE 60

»Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Erinnerungen von Verfolgten
des Nationalsozialismus und
Menschen aus dem antifa-
schistischen Widerstand. Eine
Interview-Broschüre (Teil 4)

Wie die Geschichte des Nationalsozialismus (NS) und des Holocaust geschrieben und interpretiert wird, steht nicht fest, sondern ist und bleibt stark umkämpft.

Die BRD präsentiert der Weltöffentlichkeit das Bild eines »geläuterten« Deutschlands und verfolgt dabei doch nur ihre nationalen Interessen. So wird dem Überfall der Wehrmacht auf diverse europäische Länder gedacht und sich gleichzeitig Entschädigungszahlungen entzogen. Der Bundestag verabschiedet medienwirksam

das sogenannte Ghettoerntengesetz, doch umgesetzt wird es nicht. Bundespräsident Gauck inszeniert die deutsche Trauer anlässlich des Gedenkens an das SS-Massaker in Sant'Anna di Stazzema, während die Staatsanwaltschaft in Stuttgart das Verfahren gegen die verbliebenen Täter einstellt. Gleichzeitig wird im nationalen Medienspektakel »Unsere Mütter, unsere Väter« noch die letzte Chance einer kritischen innerfamiliären Auseinandersetzung zugunsten eines deutschen Opfermythos gespielt.

Die Erinnerungen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand helfen uns, andere Einblicke in die Zeit des NS zu gewinnen. Sie sind ein bedeutendes Gegengewicht zu herrschenden Geschichtsbildern und der Mehrheit von Zeitzeug_innen, die angeblich unterschiedslos Opfer waren oder von nichts wussten – vor allem nicht von ihrer eigenen Schuld. Dabei erwarten wir von Überlebenden nicht, dass sie uns Geschichte objektiv vermitteln. Es geht uns gerade um ihre individuellen Schlüsse und Bewertungen. Unsere Interviews orientieren sich weniger an einem vermeintlich objektiven Zugang zu Geschichte, als vielmehr an einem persönlichen. Wie erlebten Men-

schen Verfolgung und/oder Widerstand? Welche Erkenntnisse zogen sie daraus? Was waren und sind ihre Beweggründe, sich gegen nazistisches und menschenfeindliches Gedankengut einzusetzen?

Selbstverständlich ist auch eine gewisse Distanz unsererseits zum Erzählten wichtig. In den Interviews zeigt sich nicht nur eine persönliche Verfolgungsgeschichte, sondern immer auch eine individuelle Sichtweise auf diese Geschichte. In einer kritisch-solidarischen Auseinandersetzung mit den Erinnerungen erweitern wir unser Verständnis des Geschehenen. Die Überlebenden zu befragen, wird jedoch bald nicht mehr möglich sein. Umso dringlicher ist es, jetzt mit ihnen ins Gespräch zu kommen und ihre Perspektiven öffentlich zu machen.

So ist der letzte bekannte Zeitzeuge, der als Homosexueller im NS verfolgt worden war, 2011 gestorben. Wir greifen in der vorliegenden Broschüre deshalb auf die Aufnahme eines bisher unveröffentlichten Interviews mit dem 2009 verstorbenen Erwin Widschwenker zurück.. Dieser berichtet von seiner Inhaftierung durch die Nazis und der Diskriminierung unter amerika-

nischer Besatzung und in der Republik Österreich. Anerkennung war für ihn Zeit seines Lebens prekär und zu erkämpfen. Nicht nur wurden Schwule in der BRD noch bis in die 1990er Jahre verurteilt, während in Österreich bis 2002 Sondergesetze gegen Homosexualität bestanden. Auch heute sind Homosexuelle in beiden Ländern nicht als gleichberechtigte Staatsbürger_innen anerkannt.

Grundsätzlich stellt sich uns die Frage, wie wir in Zukunft eine Gedenkpolitik gestalten können, die zwar ohne Überlebende des NS auskommen muss, diese aber nicht übergeht. Unsere Interviewpartner_innen sind zunehmend später geboren und erlebten Verfolgung und Widerstand meist als Kinder. So berichtet Sonja Kurella-Schwarz, wie sie als Kind den Widerstand ihrer kommunistischen Eltern unterstützte und die Hinrichtung ihres Vaters durch die Nazis erlebte.

Auch Peter Neuhof musste als Jugendlicher die Ermordung seines Vaters und die Deportation seiner Mutter ins KZ erleiden. Nur durch großes Glück überlebte er als »Halbjud« die systematische Verfolgung durch das NS-Regime.

Wie engmaschig das Vernichtungssystem der Nazis gestrickt war, zeigt sich auch an der Geschichte von Klaus Ulrich Rabe. Ebenfalls als »Halbjud« verfolgt, wurde er zur Zwangsarbeit nach Frankreich verschleppt – in eines der 42.500 Lager, die es einer neuen Studie des United States Holocaust Memorial Museum zufolge im Einflussbereich der Nazis gab. Demnach existierte im Deutschen Reich kaum ein Ort, an dem es nicht irgendeine Art von Lager gab.

Die Notwendigkeit einer differenzierten Gedenkpolitik macht einmal mehr die Geschichte von Anna Szelewicz deutlich. Nachdem 1939 die Wehrmacht den Westen und die Rote Armee den Osten Polens besetzt hatte, wurde sie zunächst zur Zwangsarbeit in ein sowjetisches Arbeitslager verschleppt. In der 1. Polnischen Armee kämpfte sie schließlich an der Seite der Roten Armee gegen die Nazis. Ihr aktiver Widerstand und ihre doppelte Opferrolle verweisen auf die Frage, wie wir auch die sowjetischen Verbrechen an der polnischen Bevölkerung thematisieren können, ohne die Präzedenzlosigkeit der deutschen Gräueltaten zu relativieren.

Uns geht es nicht darum, die Vergangenheit zu »bewältigen« oder mit ihr abzuschließen. Vielmehr möchten wir marginalisierte Perspektiven sichtbar machen und aus den Erfahrungen der Überlebenden Konsequenzen für unser Denken und Handeln heute ziehen. Wir erheben dabei nicht den Anspruch, alle unterschiedlichen Formen der NS-Verfolgung darzustellen und die vielfältigen Erfahrungen und Sichtweisen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand repräsentativ abzubilden. Die geschilderten Verfolgungs- und Widerstandsgeschichten verstehen wir als Appell, sich Neonazis und menschenfeindlichem Gedankengut in der Gesellschaft entgegenzustellen und für emanzipatorische Ideen einzutreten. In diesem Sinne stellt die Broschüre auch eine Aufforderung zum Aktivwerden dar.

Die vorliegende Broschüre ist die vierte des Arbeitskreises. Fragt uns, wir sind die Letzten. Die ersten drei sind online über fragt-uns.blogspot.de oder als Print-Ausgaben bei der Berliner VVN-BdA erhältlich. Wir freuen uns über Rückmeldungen per mail an fragt-uns-broschuere@web.de.

**AK Fragt uns, wir sind die Letzten,
August 2013**

ERWIN WIDSCHWENTER: »Niemand könnte mich bekehren, anders zu werden.«



HOSI Wien

Widschwenter in den 1930er Jahren

Erwin Widschwenter wird 1908 als uneheliches Kind einer Tiroler Postangestellten geboren. Seine mittellose Mutter gibt ihn frühzeitig zu einer Pflegemutter in Niederau, einem Kirchdorf in der Gemeinde Wildschönau. In Salzburg besucht er schließlich ein humanistisches Gymnasium, ehe er Theologie zu studieren beginnt. Aufgrund seiner Herkunft und Homosexualität diskriminiert, gibt Widschwenter das Studium auf und wird Finanzbeamter. 1942 muss er seinen Wehrdienst ableisten. Zwei Jahre später verhaftet ihn die Gestapo¹ wegen homosexueller Handlungen.

Ein Gericht verurteilt ihn zu fünf Jahren Zuchthaus, Ehrverlust und Wehrunwürdigkeit. Erst 1946 wird Widschwenter entlassen. In der Nachkriegszeit erfährt er fortdauernde Diskriminierung. 1996, nachdem er bereits 20 Jahre lang sein Dasein mit einer bescheidenen Rente und Pflegegeld fristet, hat er – als zweiter Homosexueller überhaupt – mit seinem Antrag auf Entschädigung Erfolg. Widschwenter verstirbt 2009. Das folgende Interview mit Widschwenter basiert auf einem narrativen Interview, das Albert Knoll von der KZ-Gedenkstätte Dachau im Jahre 2003 führte.

Herr Widschwenter, wie sind Sie aufgewachsen?

Meine Mutter war ledig und arbeitete als Postverwalterin in der Gemeinde Mürzsteg in der Steiermark. Sie hat sehr viel mitmachen müssen und hat mich als uneheliches Kind zu einer Pflegemutter gegeben. Die lebte in Wildschönau, einer kleinen Gemeinde in Tirol. Sie ist unendlich gut zu mir gewesen. Sie hat mich besser behandelt als ihre eigenen Kinder. Aber ihr Mann wollte mich nicht. Der war Zimmermann. Getan hat er mir nichts, aber er hat mich nicht gemocht. Es ist so gewesen: Meine Mutter war sehr sparsam und ist mit der Alimente nicht nachgekommen. Das hat ihn verdrossen. Deswegen war ich dort immer ein bisschen »übrig«. Als ich zwölf Jahre alt war, sagte mir meine Pflegemutter auf dem Bauernhof ihrer Schwester: »Erwin, du kannst nicht mehr bei mir sein. Ich weiß nicht, aber wir sollten dich in eine Schule schicken oder was anderes tun.« Das hat mir schon einen Stich gegeben, als sie sagte: »Du kannst nicht mehr bei mir sein.« In der Volksschule hat mich der Lehrer gemocht, hat mich gelobt. Ich habe heute noch die Schulzeugnisse vom

Gymnasium – immer vorzüglich geeignet, in die nächste Klasse aufzusteigen. Dann musste ich dort weg und bin nach Innsbruck in ein Heim gekommen, wo ich aß und schlief. Heute noch schicke ich jedes Jahr entfernten Verwandten Geld, damit sie das Grab meiner Pflegeeltern und Geschwister pflegen. Aber ich bin seit 20 Jahren gar nicht mehr hingekommen. Die haben ja gar kein Verständnis mehr gehabt für mich und haben mir gesagt: »Hättest du dich ordentlich aufgeführt, wäre dir das nicht passiert.«

Erzählen Sie uns von Ihrer Schulzeit.

Ich war an der Volksschule und dann auf dem humanistischen Gymnasium in Salzburg, wo ich maturiert habe. Vor zehn Jahren haben wir alten Maturanten uns mal wiedergesehen. Wir werden immer weniger. Und da haben sie gesagt: »Das nächste Mal, Widschwenter, wirst du alleine da sein.« »Du bist schon ganz anders«, hat einer zu mir gesagt, »aber wir haben dich ja trotzdem gerne.« Nach dem Gymnasium war ich nicht ganz vier Jahre auf der philosophisch-theologischen Fakultät in Salzburg. Dann sind die Nazis gekommen und ich bin ausgetreten. Sie

haben oft gesagt: »Wärst bei den Pfarrern geblieben, ginge es dir besser.« Aber das ist einem von der Wiege mitgegeben – ich habe eben nie Interesse für das andere Geschlecht gehabt! Ich weiß noch, wie es war, als wir im Gymnasium waren, so in der Pubertätszeit. Wenn wir da ein bisschen zärtlich waren – ich habe ja nie ein Geheimnis daraus gemacht – dann haben wir gesagt: »Wir sind doch keine Warmen!« Ich hab nie gewusst, was das heißt – dass ich selber betroffen war. Aber

»Aber ich möchte heute dieses Leben nicht missen.«

ich möchte heute – so Schweres ich auch mitgemacht habe – dieses Leben, wie ich es gehabt habe, nicht missen.

Sie hatten also sexuellen Kontakt zu anderen Männern ohne einen Begriff dafür zu haben.

Ja. Das waren meist sexuelle Spielereien mit Gleichaltrigen. Wir schauten beim Wandertag, dass wir in ein Zimmer kom-

men, weil wir uns dann doch ein wenig sexuell unterhalten haben. Im Schlafzimmer, wenn wir im Internat waren, da war Onanie fast gang und gäbe. Wie eigenartig es ist, dass das – wenn einer erwischt wurde – schlimmer war, als wenn man etwas gestohlen hätte. »Wir sind doch keine Warmen!« – ich habe nie gewusst, was das heißt. Ich weiß noch, im Dorf in Tirol hat man das Wort »homosexuell« nie gebraucht. Der Lehrer und der Pfarrer werden es schon gekannt haben. Man hat aber gewöhnlich nur gesagt: »Da ist ein eigener Mensch.« Oder: »Der hat so eigene Kapriren².« Aber, wie gesagt, das Wort »homosexuell« hat man dort nie gebraucht. Ich habe es erst durch die Lektüre von Sigmund Freud³ kennengelernt. Es war ja alles sehr heuchlerisch. Wie ehrlich waren da die früheren Völker – wir können uns, als sittlich durch das Christentum verbohrte Menschen, eigentlich gar nicht mehr vorstellen, welche Erotik es bei den antiken Völkern gegeben hat. Die griechische und römische Literatur hat mich beeindruckt, weil dort Homose-

xualität und lesbische Liebe immanente Bestandteile der Literatur waren.⁴ Wir hatten auch einen Lehrer, der war nicht so zurückhaltend. Der hat uns auch Stellen vorgelesen, die ein wenig schlüpfrig waren. Wie zum Beispiel bei Martial⁵: »So groß, mein Tullius, ist dein Schwanz, dass du daran riechen kannst mit eigener Nase, wenn er dir steht.« Das waren schon tolle Sachen.

War es denn auch möglich, feste Beziehungen zu führen?

Es hat ja da keine Gemeinschaftslokale gegeben. Man hat sich auf den Toiletten, im Garten, im Park oder so kennengelernt. Dann hat man gesagt: »Wie wäre es mit uns zweien?« Ja, das sind so flüchtige Bekanntschaften gewesen. Feste Freunde habe ich nur ein paar gehabt. Im Finanzamt hatte ich einen. Wir sind zusammen oft den Traunstein⁶ hinaufgegangen. Groß und sehr schweigsam war er. Eines Tages sagte er: »Erwin, was denkst du?« Ich habe gesagt: »Ich glaube, dasselbe wie

du.« Es kam zum ersten Kuss und dann sind wir beieinander geblieben. Aber im Finanzamt waren wir nicht so auffällig. Er war weiter unten, ich bin oben gewesen und wir haben uns nur gesehen, wenn wir gleichgültige Sachen besprochen haben. Er ging dann nach Graz an die Universität. Da hat er gefragt: »Bleiben wir Freunde?« »Ja«, habe ich gesagt. Aber er ist dann gegangen. Das war eine erste große Liebe.

Wie hat sich Ihr Leben schließlich entwickelt?

Nun ja, nach der Matura⁷ war ich zunächst im Priesterseminar in Salzburg und habe Theologie studiert. Nahezu vier Jahre war ich an der philosophisch-theologischen Fakultät. Ich habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen, aber ich habe meine Homosexualität nie recht verheimlicht. Dann haben die anderen Kollegen gesagt: »Sei still, sonst können wir dich nicht leiden. Du redest davon, als ob es die selbstverständlichste Sache

»Sei still, sonst können wir dich nicht leiden. Du redest davon, als ob es die selbstverständlichste Sache wäre, aber es ist eine sehr heikle Sache!«

wäre, aber es ist eine sehr heikle Sache!« Schließlich bin ich in den Stift Reichersberg⁸ gekommen, weil mir in Salzburg die Weihe verweigert wurde – nach nahezu acht Semestern! Im Stift ist es mir gut ergangen. Alles war ziemlich frei. Dort bin ich zwei Jahre geblieben und zufällig auf Leute gestoßen, die gesagt haben: »Wäre schade, wenn du bei der Theologie bleibst. Mach doch was anderes! In deinem Beruf hast du ja kaum Aussichten.« Und die haben mir dann ein Zimmer im Stift Wilhering⁹ verschafft. Ein gewisser Herr Brieger, den ich dort traf, hat mir dann gesagt: »Ich bringe Sie unter, wo Sie wollen: Bahn, Post oder bei der Finanz.« Und bei letzterer bin ich eben gelandet. Dann sind ja auch schon die Nazis gekommen.

Für Sie ging es aber zunächst so weiter wie zuvor.

Ja, ich bin dann eine Zeit lang bei der Finanzdirektion in Linz gewesen. Später haben sie mich nach Ilmenau in Thüringen in die Finanzschule geschickt. Ich habe die Prüfung gemacht und war dann zuerst in Freistadt¹⁰. Dann hat einer gefragt, ob ich nicht nach München

möchte und mit ihm tausche. Da habe ich »ja« gesagt, die Bewilligung bekommen und bin nach München gegangen. Dort habe ich mich sehr wohl gefühlt, bis ich im Jahr 1942 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Ich bin zunächst nach Hainburg an der Donau in die Jägerkaserne gekommen. Von dort bin ich dann öfters nach Wien gefahren. Da bin ich halt ab und zu in Etablissements gegangen, in denen



Widschwenter 1938 in Reichenberg

sich intime Szenen abspielten. Einmal war dort die Gestapo drin. Als wir rausgekommen sind, sind wir alle verhaftet worden.¹¹ Ich wäre vielleicht an die Front gekommen, wenn das nicht dazwischen gekommen wäre. Mir hat manchmal schon jemand gesagt: »Vielleicht wärst du an der Front erschossen worden, wenn du nicht eingesperrt worden wärst.« Die Nazis konnten uns ja nicht leiden. Auch nicht bei der Wehrmacht. Ich bin also ins Wehrmachtsgefängnis gekommen. Zunächst war ich eine Zeit lang in Linz im Polizeigefängnis inhaftiert. Dort wurde ich kahlgeschoren und gefesselt. Im Mai 1944 bin ich vom Zentralgericht des Heeres in Berlin-Charlottenburg schließlich zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Ich konnte nicht begreifen, wie mir so etwas passieren konnte für eine solch harmlose Sache. Ich bin dann vom Gefängnis in Wien nach Stein überstellt worden.¹²

Wie sind Sie während Ihrer Zeit in Gefangenschaft behandelt worden?

Ich war ja in verschiedenen Gefängnissen. In Stein hatte ich gute Aufseher, denen zu verdanken ist, dass sie mich im April

1945 nicht, wie die meisten anderen, erschossen haben – am »blutigen Sonntag von Stein«¹³. »Jaja, ihr werdet alle entlassen, die Russen stehen schon vor der Tür«, hieß es noch kurz davor. Ich hatte ja so gewartet auf den Tag, an dem ich entlassen werde. Und dann kam der 6. April und ein Aufseher, Herr Wimmer, steckte mich ins Verlies. Ich hatte geglaubt, ich könnte heimgehen, und er sagte nur: »Bleib drin und rühr dich nicht!« Ich hörte dann ununterbrochen das Schießen. Das hat alles den Häftlingen gegolten. Viele waren schon freigelassen worden, das sind Tausende gewesen. Griechen und andere waren dabei, auch vornehme Leute aus allerlei Städten. Ich dachte mir: »Jetzt bin ich da von Neuem eingesperrt worden.« Und später habe ich dann erfahren, dass die meisten Häftlinge nicht freigelassen, sondern erschossen worden sind. Die Leichen lagen ja überall. Die haben fürchterlich gewütet. Und wir sind dann nicht mehr freigelassen worden.

Hat Ihre Homosexualität denn eine Rolle gespielt für Ihre Behandlung als Gefangener?



Widschwenters Identifikationskarte im Gefängnis Stein

In Stein bin ich wegen meiner Homosexualität nicht besonders gequält worden, in Deutschland schon. Ich bin zunächst nach Stadelheim oder Straubing gekommen. Man vergisst ja, wohin man überall überführt wurde. Zum Schluss bin ich nach Bernau am Chiemsee gekommen. Ich werde das mein Leben lang nicht

vergessen: In Stadelheim oder Straubing sind viele erschossen worden und ein jeder ist gefragt worden: »Warum sind Sie da?« Und ich habe gesagt: »Wegen Paragraph 175.«¹⁴ Der Gefängnisgeistliche sagte dann zu mir: »Schämen Sie sich, Schweinekerl!« Das hat mich furchtbar aufgeregt, wo ich doch selber mal Kleriker war. Das habe ich nie vergessen können. Als ob ich weiß Gott was gewesen wäre. Als die Amerikaner 1945 in Bernau waren, haben sie alle freigelassen, nur nicht die Homosexuellen und die Kommunisten. Da war einer aus St. Pölten, der sich kommunistisch betätigt hatte. Der hat gesagt: »Das ist aber auch gemein. Die Verbrecher lassen sie frei und uns lassen sie sitzen!« Es war schon eine der größten Enttäuschungen, dass die Amerikaner nicht alle freigelassen haben.

Wie haben Sie die Nachkriegszeit erlebt?

In Bernau war ich bis zum 11. Mai 1946. Von den fünf Jahren musste ich zwei Jahre absitzen. Dann bin ich in München geblieben, weil ja kein Zug nach Österreich

»Das habe ich nie vergessen können. Als ob ich weiß Gott was gewesen wäre.«

gegangen ist. Aber es ist uns dort auch nicht schlecht ergangen. Am Sendlinger Tor haben wir bei einer Frau Mölsch Milch bekommen. Und sogar Rahm hat sie mir gegeben. Ich sah ja furchtbar schlecht aus. Ich habe schließlich nur 39 Kilo gewogen bei meiner Entlassung. Und da sind wir ein bisschen ins Gespräch gekommen. Ich hatte ihr nur gesagt, dass ich Österreicher sei und nicht nach Hause könne. Ich habe ihr nicht gesagt, dass ich gerade aus der Haft entlassen worden bin. Als ich nach Österreich mit dem Zug gefahren war, war ich immer noch sehr untergewichtig.¹⁵ Deswegen habe ich die dortigen Behörden gefragt, ob ich nicht etwas dazubekomme – mehr Fett, Brot und irgendetwas Gutes, das mir wegen meiner Inhaftierung zustand. »Ja gut«, hat man mir gesagt, »das ist bei uns auch strafbar. Da kann ich Ihnen nichts geben – bei Paragraph 129.«¹⁶ Das war sehr gemein.

Sie haben aber auch hilfsbereite Menschen getroffen.

Ja, in einem Gasthaus habe ich die Frau Reif kennengelernt. Mit der hatte ich Sympathien. Die hatte eine Zimmerfreun-

din, Marta, die wegging. Als mich Frau Reif näher kennengelernt hatte, meinte sie dann: »Sie können zu mir kommen!« »Ja, gern«, habe ich gesagt. In der Schlossgasse, wo ich bis dahin wohnte, waren ja unmögliche Zustände. Kohle, Dreck und so weiter lagen herum – wie es eben war in den Sammelunterkünften nach dem Krieg. Dann bin ich zu ihr gekommen und dort geblieben. Sie hat mit ihrer Se-



Portraitfoto von Widschwendter

»Geholfen haben mir die Frauen immer mehr im Leben.«

ekretärin auch darauf geschaut, dass ich wieder einen Beruf bekomme. Denn immer wenn ich heimkam, fragte sie: »Hast du nichts erreicht?« »Nein, wieder nichts, überall haben sie mir meine Inhaftierung vorgehalten«, sagte ich. »Dann werde ich mal mit jemandem reden«, hat sie gesagt. Ich muss schon sagen, geholfen haben mir die Frauen immer mehr im Leben.

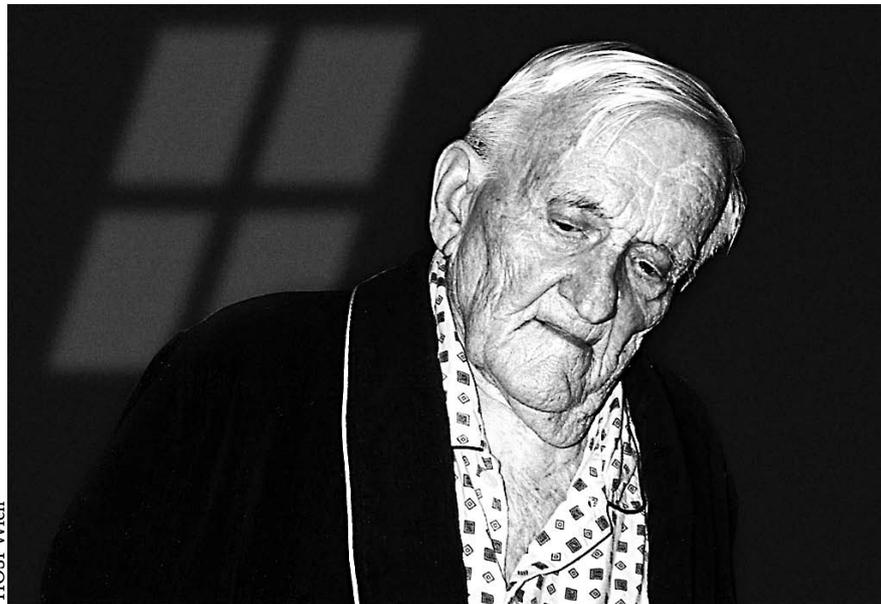
Ging es beruflich für Sie irgendwie weiter?

Meinen Titel hatten die Nazis schon aberkannt. Ich weiß noch, bei meiner Suche nach einem Arbeitsplatz haben sie gesagt: »Sie waren doch bei der Finanz. Können Sie da nicht weiter machen?« »Nein«, habe ich gesagt: »Die nehmen mich dort nicht mehr.« Dann hat mich das Arbeitsamt von einem Betrieb zum anderen geschickt, was sehr bitter war. »Und warum waren Sie inhaftiert?«, fragte man mich. »Wegen Paragraph 129«. Dann wurde mir gesagt, man wolle eben keine Vorbestraften. Im-

mer wieder war diese Sache! Das war immer das gleiche: Wegen meiner Vorstrafe wurde ich nirgends genommen. Überall bin ich abgeprallt. Das war ein Martyrium. Ich habe ja nichts verschweigen können. Eine Mordsfragerei war das und überall sagte der Chef, er nehme keine Vorgestraften. 1973 war ich bei der Landwirtschafts-krankenkasse. Seitdem ich dort in Pension gegangen bin, bekomme ich ja mehr eine Zuwendung als eine Pension, weil ich sehr spät ins Berufsleben eingestiegen bin. Außerdem bin ich heute ja auch gar nicht mehr im Stande, einen gescheiterten Brief zu schreiben. Ich bin physisch und psychisch ruiniert worden.

Haben Sie schließlich wieder Kontakt zu Ihrer Familie aufgenommen?

Ja, ich habe mir gedacht: »Jetzt fasst du dir ein Herz!« Ich wusste die Adresse von meiner Mutter und meinem Vater. Dem habe ich dann mal geschrieben und er hat mir sofort geantwortet – von Italien aus. Er war bei der Post in Trient²⁷. Und dann hat er mich eingeladen. Nur seine Frau hat gewusst, wer ich bin. Seinen Kindern hat er es nicht erzählt. Er hat mir gesagt: »Du kannst den Kindern nicht sagen, wer



HOSI Wien

Widschwenter 2002

du bist.« Geschlafen habe ich immer bei seiner Nichte. Die hat mir gesagt: »Erwin, die wissen genau, wer du bist. Du schaust ganz dem Onkel Rudi gleich. Die wissen genau, wer du bist.« Wir sind gewandert, drei Mal waren wir in Venedig, nach Triest sind wir gefahren, wo seine Schwester war. Es ist ganz gut gegangen. In ganz Südtirol hat man ihn als Post-Of-

fiziale¹⁸ gut behandelt. Überall sind wir bewirtet und sehr freundlich behandelt worden. Er war überall gut bekannt. Das war eigentlich eine schöne Zeit. Meine Pflegemutter hat, als sie das erfahren hat, gesagt: »Ja, willst du gar nicht mehr bei mir sein?« Heute stört es mich doch, dass ich nicht mehr bei ihr geblieben bin. Ich hätte ihr eher helfen können. Ich habe es

»Es gibt kein so verlogenes Sprichwort wie das, was man uns immer eingeblät hat: »Wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten.«

nicht gemacht, weil ich selber schwer zu kämpfen hatte.

Wie würden Sie, rückschauend, Ihr Leben beurteilen?

Ich habe nun mal eine eigene Geschichte. Damals, als die mich in das Verlies eingesperrt haben und die meisten anderen erschossen haben – da bin ich davon gekommen. Ob das Fügung war? Oft haben wir gesagt: »Gott ist eher mit Hitler.« Es gibt kein so verlogenes Sprichwort wie das, was man uns immer eingeblät hat: »Wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten.« Auschwitz stellt die Existenz Gottes in Frage. Gott blieb im-

mer stumm. Was mir am meisten wehgetan hat, war, dass ich meinen Beruf verloren habe. Und dass ich mich seitdem mit bescheidenem Gehalt kümmerlich durchs Leben bringen musste, weil es immer hieß, dass ich schuld sei wegen der Sache damals. Ich habe heute noch einen Brief hier, in dem steht, sie hätten zur Kenntnis genommen, dass ich meinen Beruf verloren habe und sie werden mich später verständigen. Ich solle nicht denken, dass man mich vergessen hätte. Und dann habe ich einmal über die Schweiz einen Brief bekommen, in dem 3.000 Dollar waren. Da stand, es sei ein Geschenk der Amerikaner an die Opfer des Faschismus. Ich war einer der wenigen von den Homosexuellen, die etwas bekommen haben. Das hat ja eine furchtbare Schreiberei nach sich gezogen. Trotz aller Schwierigkeiten würde ich noch einmal so leben. Niemand könnte mich bekehren, anders zu werden. Es ist ja Unsinn, wenn man glaubt, man könnte das. Genauso wenig, wie wenn man versucht, einen Hund zum Vegetarier zu machen. Nein – trotz der üblen Erfahrungen, die ich gemacht habe!

Das Interview wurde 2003 in Linz geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 DIE GEHEIME STAATSPOLIZEI, KURZ **GESTAPO**, WAR DIE POLITISCHE POLIZEI DES NS-REGIMES. SIE BESASS WEITREICHENDE MACHTBEFUGNISSE UND WAR ALS TEIL DES REICHSSICHERHEITSHAUPTAMTES (RSHA) MASSGEBLICH FÜR DIE VERFOLGUNG, VERSCHLEPPUNG UND ERMORDUNG DER EUROPÄISCHEN JUDINEN UND JUDEN VERANTWORTLICH. NACH KRIEGSENDE WURDE SIE IN DEN NÜRNBERGER PROZESSEN ZU EINER »VERBRECHERISCHEN ORGANISATION« ERKLÄRT. DENNOCH WURDEN VIELE EHEMALIGE GESTAPO-BEAMTE NACH DER BEFREIUNG IN DEN POLIZEIBEHÖRDEN DER BRD BESCHÄFTIGT.

2 »**KAPRIZE**« STAMMT VOM FRANZÖSISCHEN »CAPRICE«, WAS SO VIEL WIE »LAUNE« BEDEUTET.

3 **SIGMUND FREUD** GILT ALS BEGRÜNDER DER PSYCHOANALYSE UND WAR EINER DER BEDEUTENDSTEN INTELLEKTUELLEN DES 20. JAHRHUNDERTS. IN SEXUELLEN UND ANDEREN TRIEBEN SAH ER EINE UNBEWUSSTE STRUKTUR, WELCHE DIE VERNUNFT UND DAS GEWISSEN EINES MENSCHEN ENTSCHIEDEND PRÄGT.

4 TATSÄCHLICH EXISTIERT IN DER **ANTIKE** ZUM TEIL EIN OFFENER UMGANG MIT **HOMOSEXUALITÄT**. EIN POPULÄRES BEISPIEL IST DIE SOGENANNTEN KNABENLIEBE IM ANTIKEN ATHEN, DIE ALLERDINGS AUF EIN HIERARCHISCHES VERHÄLTNISS VON MANN UND KNABE AUFBAUTE UND DIE ERZIEHUNG VON VOLLWERTIGEN STAATSBÜRGERN ZUM ZIEL HATTE. GLEICHZEITIG WAR DIE HALTUNG GEGENÜBER HOMOSEXUALITÄT STARKEN WANDLUNGEN

UNTERWORFEN UND INSBESONDERE IN DER RÖMISCHEN ANTIKE WURDE MÄNNLICHE HOMOSEXUALITÄT ZEITWEISE HART BESTRAFT UND VERFOLGT.

5 **MARCUS VALERIUS MARTIALIS**, KURZ **MARTIAL**, LEBTE UND WIRKTE IM 1. JAHRHUNDERT N. CHR. ER IST INSBESONDERE FÜR SEINE EPIGRAMME, ALSO SINN- UND SPOTTGEDICHTE, BEKANNT.

6 DER **TRAUNSTEIN** IST EIN 1.601 METER HOHER BERG IM OBERÖSTERREICHISCHEN BEZIRK GMUNDEN.

7 »**MATURA**« ODER »**MATURITÄT**« BEZEICHNET DIE REIFEPÜFUNG EINER HÖHEREN SCHULAUSSBILDUNG SOWIE DEN HÖHEREN SCHULABSCHLUSS (VERGLEICHBAR MIT DEM ABITUR). DIE BEGRIFFE WERDEN INSBESONDERE IN ÖSTERREICH UND IN DER SCHWEIZ VERWANDT.

8 DAS **STIFT REICHERSBERG** IST EIN KLOSTER DER RÖMISCH-KATHOLISCHEN »KONGREGATION DER ÖSTERREICHISCHEN AUGUSTINER-CHORHERREN«.

9 DAS **STIFT WILHERING** IST EINE ABTEI DER ZISTERZIENSER-MÖNCHEN IN DER NÄHE VON LINZ IN OBERÖSTERREICH.

10 **FREISTADT** IST EINE OBERÖSTERREICHISCHE STADTGEMEINDE, DIE ZUM DAMALIGEN ZEITPUNKT ETWA 5.000 EINWOHNER_INNEN HATTE.

11 IM JANUAR 1944 BESUCHTE WIDSCHWENTER DAS 1818 ERRICHTETE **ESTERHAZY-BAD** IM 6. BEZIRK IN WIEN, ALS EINE POLIZEIRAZZA DURCHFÜHRT WUR-

DE. ER WURDE WEGEN TEILNAHME AN HOMOSEXUELLEN HANDLUNGEN GEMEINSAM MIT ANDEREN BADEGÄSTEN VON DER GESTAPO FESTGENOMMEN UND INS GEFÄNGNIS EINGELIEFERT.

12 DIE **JUSTIZANSTALT STEIN** IM NIEDERÖSTERREICHISCHEN KREMS IST HEUTE DIE GRÖSSTE HAFTEINRICHTUNG IN ÖSTERREICH.

13 BEIM **MASSAKER IM ZUCHTHAUS STEIN** UND DER »**KREMSEER HASENJAGD**« AM 6. APRIL 1945 UND DEN DARAUFFOLGENDEN TAGEN SIND MEHRERE HUNDERT, ÜBERWIEGEND POLITISCHE HÄFTLICHE ERMORDET WORDEN. AUSLÖSER WAR EIN OFFIZIELLES SCHREIBEN AN DIE NS-STRAFANSTALTEN, DAS ANGESICHTS DER NÄHERRÜCKENDEN OSTFRONT VERFASST WURDE UND DIE LEITER DAZU ANWIES, »GEWÖHNLICHE KRIMINELLE« ZU ENTLASSEN, POLITISCHE GEFANGENE ABZUTRANSPORTIEREN ODER DIESE, FALLS EIN ABTRANSPORT NICHT MÖGLICH WAR, ZU ERSCHIESSEN. DR. FRANZ KODRÉ, ANSTALTSLEITER VON STEIN, ENTLIESS ALLE INHAFTIERTEN, NACHDEM SEINE EVAKUIERUNGSMASSNAHMEN ERFOLGLOS GEWESEN WAREN UND DIE NAHRUNGSVORRÄTE ZUR NEIGE GINGEN. FANATISCHE AUFSÜBER, SS- UND SA-TRUPPEN DRÄNGTEN DARAUFHIN DIE GEFANGENEN GEWALTSAM ZURÜCK INS ZUCHTHAUS UND SUCHTEN DIE UMGEBUNG NACH FLÜCHTENDEN AB. DABEI ERMORDETEN UND EXEKUTIERTEN SIE HUNDERTE VON INHNEN.

14 DER **PARAGRAPH 175** EXISTIERTE VOM INKRAFTTRETEN DES REICHSSTRAFGESETZBUCHES MIT DEM JAHR 1872 BIS ZUM 11. JUNI 1994 UND STELLTE SEXUELLE HANDLUNGEN ZWISCHEN MENSCHEN MÄNNLICHEN GE-

SCHLECHTS UNTER STRAFE. IM NATIONALSOZIALISMUS WURDE DIE HÖCHSTSTRAFE VON SECHS MONATEN AUF FÜNF JAHRE GEFÄNGNIS ERHÖHT UND DER TATBESTAND AUSGEWEITET. FÜR »ERSCHWERTE FÄLLE« STANDEN GAR ZUCHTHAUSSTRAFEN VON BIS ZU ZEHN JAHREN. WÄHREND HOMOSEXUELLE HANDLUNGEN IN DER DDR AB ENDE DER 1950ER JAHRE NICHT MEHR GEAHNDET WURDEN, VERRINGERT SICH DIE ZAHL DER VERURTEILTEN IN DER BRD ERST AB MITTE DER 1960ER JAHRE.

15 WIDSCHWENTER FUHR IM SPÄTHERBST 1946 ZURÜCK NACH ÖSTERREICH.

16 DAS ÖSTERREICHISCHE PENDANT ZUM DEUTSCHEN **PARAGRAPHEN 175** WAR DER **PARAGRAPH 129 Abs. 1b** DES ÖSTERREICHISCHEN STRAFRECHTS AUS DEM JAHR 1852. EIN WESENTLICHER UNTERSCHIED WAR, DASS GESCHLECHTSNEUTRAL »UNZUCHT ZWISCHEN PERSONEN DES GLEICHEN GESCHLECHTS« UNTER STRAFE GESTELLT WURDE. ER BEHIELT SEINE GÜLTIGKEIT BIS ZUR STRAFRECHTSREFORM 1971.

17 **TRIENT** IST DER DEUTSCHE NAME DER HAUPTSTADT DES TRENTINO UND DER AUTONOMEN NORDITALIENISCHEN REGION TRENTINO-SÜDTIROL.

18 ALS »**OFFIZIALE**« WERDEN IM ÖSTERREICHISCHEN BEAMTE DER ALLGEMEINEN VERWALTUNG BEZEICHNET.

SONJA KURELLA-SCHWARZ:

»Wir haben uns unterhalten, als hätten wir noch eine Zukunft.«



Kurella-Schwarz in den 1940er Jahren

Sonja Kurella-Schwarz wird am 06.08.1924 als Sonja Schwarz in Leipzig geboren. Ihre Mutter arbeitet als Verkäuferin. Ihr Vater ist Metallarbeiter und wird 1929 für die KPD in den Sächsischen Landtag gewählt. Als Kind und Jugendliche erlebt Sonja Schwarz, wie ihr Vater im NS als Kommunist verfolgt wird. Sie selbst versucht, sich ein Leben abseits des NS-Regimes aufzubauen, und unterstützt den antifaschistischen Widerstand. In den 1940er Jahren gehört ihr Vater zu einer Widerstandsgruppe, die im Sommer 1944 von den Nazis aufgedeckt wird. Daraufhin werden die Eltern von Sonja Schwarz verhaftet und ihr Vater im Januar 1945 hingerichtet. Nach 1945 wird sie Lehrerin und arbeitet später u.a. für die Kunstkommission der DDR. 2003 veröffentlicht Kurella-Schwarz die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend in dem Buch »Im Zwielficht der Erinnerung«.

»Da habe ich das illegale Material im Puppenwagen weggebracht.«

Erzählen Sie uns doch zunächst, wie Sie aufgewachsen sind.

Ich wurde 1924 in Leipzig geboren. Als kleines Kind war ich die meiste Zeit bei meiner Tante, die selber keine Kinder bekommen konnte und die hat mich alles machen lassen. Ich konnte ihr beim Backen und Kochen helfen und habe auf dem Balkon gelegen. Ich hatte eine sehr, sehr schöne Kindheit. Als ich dann zur Schule ging, habe ich mehr bei meinen Eltern gelebt. Mein Vater hatte eine große Bibliothek und da bin ich zeitig an Bücher herangeführt worden. Er ist auch mit mir in Museen gegangen. Alles, was die Familie bezahlen konnte, hat er an mich herangeführt. Ich bin der Überzeugung – obwohl wir nie darüber gesprochen haben – dass mein Vater in erster Linie Kommunist geworden ist, weil er die Bildungsmisere nicht ertragen konnte, der die unteren Schichten ausgesetzt waren. 1929 wurde mein Vater für die KPD in den Sächsischen Landtag gewählt. Mein Bruder wurde kurze Zeit später für den Mord an einem Sozialdemokraten, den er nicht begangen hat-

te, verurteilt und kam ins Gefängnis.¹ Mir war von Anfang klar, dass ich aus einer kommunistischen Familie komme. Zum Beispiel hatte ich einen Teddybär, dem hat meine Tante an Weihnachten einen Matrosenanzug gemacht und da stand oben drauf »Panzerkreuzer Potemkin«². Ich wusste damals natürlich noch nicht, was das ist. Meine erste Vokabel, die ich gehört habe, war Kollontai³, das habe ich immer gern gesagt, weil das so einen schönen Klang hatte. Mein Bilderbuch war die Arbeiter Illustrierte Zeitung, die habe ich mir schon angeguckt, da konnte ich noch unterm Tisch durch kriechen.

Bei der Machtübertragung an die NSDAP waren Sie acht Jahre alt. Wie haben Sie diesen Moment erlebt?

Als Hitler an die Macht kam, hatte ich eine Grippe und lag bei meiner Tante im Bett. Und da kamen am Abend die Eltern und die Freunde zu einer Versammlung zusammen. Es gab aber keine Zettel, wo man sich was aufgeschrieben hat. Das musste alles im Kopf behalten werden und da haben

sie darüber gesprochen, wo sie das Material hingeben und wo sie die Parteibücher verstecken – es war eine Vorbereitung der illegalen Arbeit. Mein Vater wurde dann schon frühzeitig vor der Wahl im März 1933⁴ verhaftet und da habe ich das illegale Material im Puppenwagen weggebracht.

Was passierte mit Ihrem Vater?

Mein Vater wurde vor der Wahl verhaftet und kam erst in die sogenannte »Goldene 26« gegenüber dem Gefängnis. Da hatte man ein Wohnhaus evakuiert und zum Hilfsgefängnis erklärt, weil die Plätze in den Gefängnissen nicht ausreichten. Von dort kam er nach Sachsenburg bei Mittweida⁵. Dort haben wir ihn sogar mal besucht. Und dann kam er nach Hohnstein⁶. Hohnstein war damals ein berüchtigtes Konzentrationslager. Er hat geschrieben, dass wir ihn dort keinesfalls besuchen sollen. Da haben sich viele Leute von den Felsen in die Tiefe gestürzt. Das Konzentrationslager wurde später aufgelöst, weil internationale Journalisten es besucht hatten und die Nazis damals schon noch

Wert darauf legten, wie das Ausland über sie dachte. Einmal wurde mein Vater bei minus 18 Grad mit Wasser übergossen und hat dann draußen stehen müssen. Er ist dort auch ein paar Mal stark verprügelt worden. Als er einmal so furchtbar geschlagen wurde, hat er sich dann mit dem unterhalten, der ihn geschlagen hatte, und hat gesagt: »Du bist Arbeiter wie ich, wir könnten zusammen an der Maschine stehen. Warum machst du so etwas?« Im März 1934 ist mein Vater entlassen worden. Während des Krieges gegen die Sowjetunion stand übrigens der Mann, der ihn geschlagen hatte, plötzlich bei uns vor der Tür. Er hat zu meinem Vater gesagt: »Ich konnte mich damals noch losmachen und wollte mich bei Ihnen bedanken. Ich gehe jetzt nach Russland und hoffe, dass ich überlaufen kann.«

Was geschah nach der Entlassung Ihres Vaters im Frühjahr 1934?

Erst kriegte mein Vater keine Arbeit. Er hat dann als Hilfsarbeiter bei einer Tiefbaufirma angefangen. Und er wurde eben häufig verhaftet. Manchmal nur für 24 Stunden und vernommen zu irgendeiner Sache, die sich in seiner Umgebung erge-

ben hat. Wir wussten nie, wann er wieder raus kommt. Wenn es also früh klopfte, waren wir immer sehr unruhig.

Wie hat sich Ihr Leben durch die Machtübertragung an die Nazis geändert?

Ich bin in einem Arbeiterviertel groß geworden und insofern habe ich die Veränderung der politischen Temperatur eigentlich zuerst in der Schule gespürt. 1933 wurde der Rektor abgelöst. Es kam ein neuer Rektor, der Träger des Goldenen Parteiabzeichens des Faschismus⁷ war. Und mein Lehrer für Lebenskunde kam nach 1933 nicht wieder.

Ich bin nicht in den Jungmädelsbund⁸ gegangen und da hat der Nazi-Schulleiter meinen Vater bestellt und hat gesagt: »Ihre Tochter ist intelligent, die wird eine Zukunft bei uns haben. Dass wir Sie umerziehen können, das haben wir aufgegeben. Aber wollen Sie Ihrer Tochter die Zukunft verbauen? Sie soll in den Jungmädelsbund eintreten!« Mein Vater hat dann gesagt: »Fragen Sie sie selber.« Er war dann natürlich tief betroffen, als er mir das erzählte, und wir haben beide geheult, weil er nun mir die Sache zuge-

schohen hatte. Dann wurde ich in das Lehrerzimmer bestellt. Da war ein langer Tisch, an dem die Lehrer und der Rektor saßen. Ich kam zur Tür herein und dann fragte mich der Rektor. Ich habe geantwortet: »Solange mein Bruder noch im Gefängnis ist, werde ich nicht in den Mädelsbund gehen.« Hinterher hat mir ein Lehrer erzählt, der Rektor hätte auf den Tisch geklopft und gesagt: »Solche Charaktere braucht die Bewegung.« Danach wurde ich in Ruhe gelassen.

Ist es Ihnen auch später gelungen, sich aus den Jugendorganisationen der Nazis herauszuhalten?

Als ich dann aus der Schule gekommen bin, habe ich mich an der Handelsschule beworben. Da hat uns der Direktor für 19 Uhr in die Schule bestellt. Wir haben uns über diese Zeit gewundert. Die ganze Schule war dunkel, nur bei ihm brannte Licht und da sind wir rein. Der Direktor hat dann zu meinem Vater gesagt: »Wenn Ihre Tochter nicht in den Bund Deutscher Mädchen eintritt, kriegt sie keine Freistelle. Hier haben Sie die Adresse von der Bannführerin, gehen Sie hin, bezahlen Sie eine Mark und morgen früh vor

der Konferenz soll Ihre Tochter mir die Eintrittserklärung bringen.« Das haben wir dann gemacht. Ich bin dann früh mit dem Zettel zur Konferenz und habe eine halbe Freistelle gekriegt.

Wie ist es Ihnen im Bund Deutscher Mädel ergangen?

Ich bin ein paar Mal hingegangen und dann hörte ich, dass es eine medizinische Ausbildung gab, die als Ersatz galt. Die habe ich dann gleich in Angriff genommen und das hat mir auch viel Freude gemacht. Wir hatten in der Leipziger Universität Unterricht und ich habe in der Kinderklinik Wochenenddienste gemacht. Da kriegte man erstens freies Essen und zweitens eine Mark pro Nacht. Da habe ich viel gelernt.

Gab es für Sie in der Nazi-Zeit auch Momente der Hoffnung?

Spanien⁹ war eine große Hoffnung – wenn auch keine euphorische Hoffnung. Wir haben gehofft, dass Spanien eine Wende herbeiführt. Wobei dem natürlich die Olympischen Spiele in Berlin¹⁰ zehnte und der Abessinienkrieg von Italien¹¹



Kurella-Schwarz vor ihrer Schule im Jahr 1931

entgegenstanden. Allerdings war die Enttäuschung, als es dann kaputt ging, doch sehr groß. Ein Genosse beispielsweise hat damals die letzte Hoffnung aufgegeben. Er hat dann gesagt: »Es hat keinen

»Spanien war eine große Hoffnung.«

Zweck, es hat keine Zukunft, nachdem Spanien kaputt gegangen ist – also passe ich mich an.« Und dann hat er die Hakenkreuzfahne herausgehängt. Deshalb habe ich ihn nicht anders behandelt als vorher, ich habe deshalb kein Misstrauen gegen ihn gehabt, aber ich habe ihn zutiefst verachtet – kompromisslos eben, wie junge Leute meist sind.

Haben Sie Widerstand geleistet?

Ich habe Botengänge gemacht. So wie man das heute als Widerstand betrachtet, habe ich das als Kind überhaupt nicht empfunden. Das war für mich etwas Selbstverständliches. Man musste sich so verhalten. Und auch in meinem Bekanntenkreis brauchte ich mich nicht zu verstellen. Das gehörte in dieser Zeit zu unserem Alltag – zumindest in Leipzig. Unser Arzt im Sportverein hat zum Beispiel Leute, die in der Illegalität lebten, untersucht. So war die Atmosphäre. Ich war dann auch in die illegale Arbeit mit einbezogen. Natürlich hat

man mir nicht alles gesagt. Wenn in unserer Wohnung eine Beratung stattfand, durfte ich allerdings dabei sein. Vom Widerstand meines Vaters habe ich schon etwas erfahren, aber nicht konkret. Die haben zum Beispiel Flugblätter gemacht. Mein Vater sagte einmal zu mir: Er müsste für die Plattform in Berlin demnächst was zur Situation der Jugend sagen. Und dann hat er seinen Teil zur Jugend mit mir besprochen. Schon beim Begriff »Plattform« war mir klar, dass es sich um eine größere Widerstandsgruppe handelt. Aber wer da dazugehört, wusste ich nicht namentlich. Allerdings haben wir das damals nicht Widerstandsgruppe genannt. Es gab keinen Ausdruck dafür. Am 19.07.1944 wurden meine Eltern dann verhaftet.

Wie haben Sie die Verhaftung Ihrer Eltern erlebt?

Das war ein Tag vor dem Attentat des 20. Juli¹². Manche wurden schon vorher festgenommen, andere erst hinterher. Es

waren viele Leute, die an zwei Tagen in Leipzig, Sachsen und Thüringen verhaftet wurden. Wir haben damals Zeitung ausgetragen und als ich von der Zeitungstour kam, sagten mir die Leute: »Deine Mutter ist verhaftet worden.« Da bin ich schnell die Treppe hoch und da fand ich ihren Zeitungssack und Schlüssel, aber keinen Zettel und nichts. Dann habe ich in der Firma angerufen, wo mein Vater gearbeitet hat. Dort wurde mir gesagt, dass er auf der Arbeit verhaftet worden war.

Wie kam es zu der Verhaftung?

Meine Eltern wurden verraten. Von einem Genossen, der vor 1933 Sekretär in der KPD Westsachsen war, dann in die Illegalität in das Ruhrgebiet gegangen ist und plötzlich wieder da war. Meine Mutter war ganz begeistert. Weil sie ihn sehr schätzte, wollte sie zum Treffen mitkommen. Da hat mein Vater gesagt: »Nein, das kommt nicht in Frage – keine weiteren Personen, denn man weiß ja nie.« Aus dem Gefängnis hat mein Vater dann ein

Kassiber geschickt: »Brüderlein hat uns alle verraten – den du nicht kennst.« Da habe ich mich natürlich noch gewundert, aber ich sollte eben sagen, dass ich ihn nicht kenne.

Was haben Sie nach der Verhaftung gemacht?

Ich bin ich mit meiner Tante losgegangen. Wir sind zu verschiedenen Gefängnissen, aber meine Eltern waren nirgendwo. Da wurde uns gesagt: »Versuchen Sie es mal bei der Gestapo¹³.« Da war es aber schon spät am Abend und da sind wir erst am nächsten Morgen zur Gestapo. Dort haben sie gesagt: »Die Tochter bleibt hier!« Und dann wurde ich vernommen. Plötzlich gab es Fliegeralarm und ich bin in den Keller gebracht worden. Auf einmal gab es eine Schießerei und dann brachten sie einen jungen Russen in den Keller, der schwer verwundet war. Als sie uns schon wieder nach oben gebracht hatten, ging plötzlich ein Gerenne und Gesause auf den Gängen los. Da habe ich gedacht,

»So wie man das heute als Widerstand betrachtet, habe ich das als Kind überhaupt nicht empfunden.«

dass der Angriff vielleicht schlimmer gewesen ist, als es sich angehört hatte. Und ein Gestapo-Mann ist mit weißen Schuhen vom Schreibtisch immer in die Magenkuhle des jungen Russen gesprungen. Das Gerenne auf den Gängen blieb und da konnte ich nach Hause gehen. Ich musste aber unterschreiben, dass ich jeden melde, der sich nach meinen Eltern erkundigt. Ich bin dann schön langsam um die Ecke gegangen und sobald ich um die Ecke war, bin ich heulend in die Straßenbahn und nach Hause gefahren. Erst am Abend haben wir im Radio gehört, dass der Versuch des Attentats auf Hitler gemacht worden ist. Ohne diesen Attentatsversuch wäre ich vielleicht nicht nach Hause gekommen...

Wie ging es nach der Verhaftung Ihrer Eltern für Sie weiter?

Ich habe bei meiner Tante geschlafen, weil ich es in der Wohnung nicht mehr ausgehalten habe. Meinen Nachbarn habe ich gesagt: »Jedem, der danach fragt, könnt ihr das ruhig alles erzählen.« Und dann wurde ich von dem Gestapo-Mann obser-

viert, der den jungen Russen eingefangen hatte – den kannte ich ja nun. Und wenn der mir hinterherkam, bin ich auf die Straßenbahn gesprungen, er ist auch auf die Straßenbahn gesprungen, ich bin wieder runtergesprungen, er ist auch wieder runtergesprungen und ich bin dann auf



Kurella-Schwarz mit Eltern und Freunden beim Rommé spielen

den letzten Wagen wieder draufgesprungen. Der hätte ruhig sehen können, wo ich hingehe, aber es hat mir dann damals einfach Spaß gemacht. Verstehe ich heute zwar nicht mehr, aber es war so. Ich durfte meinen Eltern weder schreiben noch sie besuchen – ich wusste eigentlich gar nicht, was los war. Wir wussten schon,

dass mein Vater einen Prozess kriegt, aber wir hatten nicht gedacht, dass er zum Tode verurteilt wird. Dann habe ich mich mit Freunden getroffen und wir haben uns über ein Gnadengesuch unterhalten. Denn es bestand eigentlich die gesetzliche Grundlage, dass, wenn ein Gnadengesuch

vorliegt, das Todesurteil drei Monate nicht vollstreckt werden darf. Es war mir natürlich klar, dass man sich da nicht unbedingt dran hält, aber ich habe gedacht: Ich mache es trotzdem. Gebracht hat es jedoch nichts.

Was passierte in den folgenden Monaten?

Als meine Eltern verhaftet wurden, bin ich wegen Spionagegefahr aus der Verwaltung meiner Firma in die Produktion versetzt worden. Weil ich von dem Geld, das ich dort verdiente, die Wohnung nicht bezahlen konnte, habe ich dann gekündigt. Daraufhin habe ich in der Medizinischen Poliklinik als Sekretärin angefangen. Der Leiter der Klinik war Prof. Hochrein¹⁴, das war der Leibarzt vom Gauleiter Martin Mutschmann¹⁵. Ich habe dort die

Arztberichte geschrieben und im Archiv die Krankengeschichten geordnet. Natürlich habe ich dem Prof. Hochrein bzw. seiner Vertreterin Dr. Schleicher¹⁶ gesagt, dass meine Eltern verhaftet sind. Und da sagte sie: »Ich kann Sie einstellen, wenn der Gauleiter Mutschmann einverstanden ist.« Und der Gauleiter Mutschmann war einverstanden. Man muss sagen, die Russen standen schon vor Ostpreußen und die Amerikaner bei Aachen. Nach der Befreiung sind der Prof. Hochrein und Dr. Schleicher nach Bayern gegangen. Und Dr. Schleicher hat mir dann geschrieben, ich sollte ihr für die Entnazifizierungskommission¹⁷ bestätigen, dass Prof. Hochrein mich eingestellt hätte, obwohl meine Eltern verhaftet waren. Den Brief habe ich nicht beantwortet.

Und konnten Sie Kontakt zu Ihren Eltern aufnehmen?

Weil ich immer noch keinen Kontakt zu meinen Eltern hatte, habe ich mit

meinem ersten Mann entschieden, dass wir heiraten. Da ich noch keine 21 Jahre alt war, mussten meine Eltern zustimmen. Wir hatten gedacht, dass wir auf diese Art und Weise sie wissen lassen, dass wir überhaupt noch am Leben sind.



Kurella-Schwarz mit ihren Eltern beim Lesen

Meinem Vater hat man Bescheid gesagt und angeblich auch meiner Mutter. Insofern wussten sie, dass wir am Leben sind. Mir wurde dann geschrieben, dass ich die Heiratserlaubnis von Freisler¹⁸, dem Präsidenten des Volksgerichtshofes, kriege. Kurz nach dem Prozess haben mein erster Mann und ich meinen Vater noch

einmal besucht. Es war eine warmherzige Begegnung. Man kann das gar nicht glauben, dass wir alle wussten, dass es das letzte Mal ist. Wir haben uns unterhalten, als hätten wir noch eine Zukunft. Erst als wir dann wieder allein waren, haben wir furchtbar geweint und er sicher auch.

Mein Vater wurde dann am 12. Januar 1945 in Dresden hingerichtet. Seine letzten Worte waren: »Deutsche Arbeiter, vergesst uns nicht.« Ein Bekannter, der durch den Bombenangriff auf Dresden im Februar fliehen konnte, hat das gehört und uns später erzählt. Meine Mutter ist am 10. März entlassen worden. Man hatte ihr nicht gesagt, dass ihr Mann hingerichtet wurde. Sie war

bloß noch Haut und Knochen und mein erster Mann ist dann auf die Dörfer zum Hamstern gefahren und hat komischerweise auch immer was gekriegt. Sie kam dann relativ schnell wieder zu Kräften und nach der Befreiung kriegte sie ja als Verfolgte auch eine andere Lebensmittelkarte.

»Als meine Eltern verhaftet wurden, bin ich wegen Spionagegefahr aus der Verwaltung meiner Firma in die Produktion versetzt worden.«

Wie haben Sie die Befreiung erlebt?

Als die Amerikaner in Leipzig einmarschierten, war ich schwanger und erwartete die Entbindung. Das war ein bisschen problematisch in den letzten Kriegstagen. Unsere Genossen, die zum Teil schon aus den Gefängnissen raus waren, haben die Lebensmittellager geschützt, damit die abziehende SS diese nicht vernichtet und haben Aufrufe erlassen, wir sollen alle weiße Tücher aus den Fenstern hängen. Als wir dann die Amerikaner auf der Straße anfahren hörten, da war es ganz weiß von Tüchern und dann hatten Menschen schon die ersten Birkenzweige den Amerikanern auf die Panzer geworfen. Man erzählt, in keiner Stadt wären sie so empfangen worden wie in Leipzig. Eine Freundin sagte zu mir: »Das Kind kann kommen.« Der Einmarsch der Amerikaner war schön!

Was passierte nach der Befreiung?

Da war eine Stimmung, die eine Perspektive gab, und man hat die Trümmer

gerne weggeräumt, weil sich die Möglichkeit eines anderen Lebens geboten hat. Und nicht nur bei der jungen Generation, sondern auch bei den Frauen war das so. Nach dem Krieg haben die Frauen eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft gehabt. Wenn der Mann

aus dem Krieg zurückkam, hat die Frau sich nicht damit abgefunden, bloß das Essen zu kochen und seine Socken zu waschen. Zumindest war das hier bei uns so, ob das in Westdeutschland genauso gewesen ist, kann ich nicht beurteilen.



Kurella-Schwarz (links) bei einem Vortrag 2013

»Der Einmarsch der Amerikaner war schön!«

Kurz nach der Befreiung wurde dann ein Fußballstadion¹⁹ bei uns im Viertel nach meinem Vater benannt. Man hatte uns nicht danach gefragt, ob wir damit einverstanden sind, das hat man als selbstverständlich vorausgesetzt. Sowohl meine Mutter als auch ich waren der Meinung: Er war zwar sportbegeistert und wir waren dort öfters, aber Fußballer war er nie. Vor 1945 hat sich mein Vater dort eben unter den vielen Menschen im Stadion mit Leuten getroffen und Zettel oder Flugblätter ausgetauscht. Für mich hat das Fußballstadion aber schon eine Rolle gespielt. Nach 1945 bin ich immer zum Fußball gegangen, weil ich da die Genossen und Freunde getroffen habe, die ich zum Teil jahrelang nicht gesehen hatte. Da gab es solch herzliche Begegnungen.

DAS INTERVIEW WURDE AM 20.04.2013 IN BERLIN GEFÜHRT.

ERLÄUTERUNGEN

1 **MARTIN SCHWARZ** WURDE FÜR DEN MORD AN EINEM SOZIALDEMOKRATEN VERURTEILT. DIES GESCHAH AUF GRUNDLAGE VON KONSTRUIERTEN INDIZIEN UND DEM AUSSCHLUSS VON ZEUGENAUSSAGEN. NACH MEHREREN JAHREN GEFÄNGNIS KAM MARTIN SCHWARZ IN VERSCHIEDENE KZs, WO SICH SEINE SPUR IM FRÜHJAHR 1945 VERLIERT.

2 AUF DEM **PANZERKREUZER POTEMKIN**, EINEM SCHIFF DER RUSSISCHEN MARINE, MEUTERTEN IN DER RUSSISCHEN REVOLUTION 1905 MATROSEN GEGEN DIE ZARISTISCHEN OFFIZIERE.

3 **ALEXANDRA KOLLONTAI** WAR EINE RUSSISCHE REVOLUTIONÄRIN, DIE SICH ALS MITGLIED DES ZK DER KPdSU FÜR FRAUENRECHTE EINSETZTE. IN DEN 1920ER JAHREN UND DEN FOLGENDEN JAHRZEHNTE WARE SIE ALS DIPLOMATIN DER SOWJETUNION TÄTIG.

4 DIE **REICHSTAGSWAHL AM 5. MÄRZ 1933** WAR DIE LETZTE WAHL NACH DER MACHTÜBERTRAGUNG AN DIE NAZIS, BEI DER MEHRERE PARTEIEN ANTRATEN. DURCH ZAHRLICHE VERHAFTUNGEN VON MITGLIEDERN DER KPD UND SPD IM VORFELD DER WAHL WAR DIE POLITISCHE OPPOSITION JEDOCH SCHON ZU DIESEM ZEITPUNKT NICHT MEHR HANDLUNGSFÄHIG.

5 DAS **KZ SACHSENBERG** WAR EIN FRÜHES KONZENTRATIONSLAGER, DAS IM FRÜHJAHR 1933 ERRICHTET

WURDE. FRÜHE KONZENTRATIONSLAGER WURDEN IN DER ANFANGSZEIT DES NS-REGIMES PROVISORISCH AN BESTEHENDEN ORTEN ERRICHTET UND DIENTEN DAZU, POLITISCHE GEGNER_INNEN MÖGLICHT SCHNELL EINZUSPERREN. DIESE KZs WURDEN MEIST NACH EINEM JAHREN WIEDER AUFGELOST.

6 DAS **KZ HOHNSTEIN** WAR EIN FRÜHES KONZENTRATIONSLAGER.

7 DAS **GOLDENE PARTEIABZEICHEN DER NSDAP** WURDE AN PARTEIMITGLIEDER MIT EINER MITGLIEDSNUMMER BIS 100.000 ODER AUFGRUND »BESONDERER VERDIENSTE« VERLIEHEN.

8 DER **JUNGMÄDELBUND** GEHÖRTE ZUM BUND DEUTSCHER MÄDEL (BDM). DER **BDM** WAR EINE 1930 GEGRÜNDETE GLIEDERUNG DER HITLERJUGEND (HJ) FÜR MÄDCHEN UND JUNGE FRAUEN. IM MITTELPUNKT STAND DIE KÖRPERLICHE UND DIE IDEOLOGISCHE SCHULUNG DER JUGEND IM DRITTEN REICH.

9 DER **SPANISCHE BÜRGERKRIEG (1936 - 1939)** ENTWICKELTE SICH AUS DEM PUTSCH FASCHISTISCHER MILITÄRS GEGEN DIE LINKE REPUBLIKANISCHE REGIERUNG. LETZTERE ERHIELT INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VON KOMMUNIST_INNEN UND ANARCHIST_INNEN. MIT MILITÄRISCHER HILFE VON DEUTSCHLAND UND ITALIEN SIEGTEN JEDOCH DIE SPANISCHEN FASCHISTEN UND ERRICHTETEN UNTER GENERAL FRANCO EINE ÜBER JAHRZEHNTE BESTEHENDE DIKTATUR.

10 DIE **OLYMPISCHEN SPIELE**, DIE 1936 IN BERLIN AUSGETRAGEN WURDEN, NUTZTE DAS NS-REGIME, UM SICH IM AUSLAND POSITIV DARZUSTELLEN. SO WURDE FÜR DIE DAUER DER SPIELE OFFENSICHTLICHE NS-PROPAGANDA AUS DER ÖFFENTLICHKEIT ENTFERNT UND »HALBJUDEN« IN DIE DEUTSCHE MANNSCHAFT AUFGENOMMEN. DIE ZEITGLEICHE ERRICHTUNG DES KZ SACHSENHAUSEN AUSSERHALB VON BERLIN BLIEB VOM AUSLAND UNBEACHTET.

11 IM **ABESSINIENKRIEG (1935/36)** ANNEKTIERTE DAS FASCHISTISCHE ITALIEN DAS HEUTIGE ÄTHIOPIEN.

12 AM **20. JULI 1944** VERÜBTE EINE GRUPPE UM DEN WEHRMACHTOFFIZIER STAUFFENBERG EIN ATTENTAT AUF HITLER, DAS FEHLSCHLUG. STAUFFENBERG MACHTE ZUNÄCHST KARRIERE IM NS, BEVOR ER SICH AB 1943 VOR ALLEM AUFGRUND DER AUSSICHTSLOSIGKEIT DES KRIEGES VON HITLER ABWANDTE UND MIT ANDEREN KONSERVATIVEN ELITETRÄGERN EINEN STAATSTREICH DURCHFÜHREN WOLLTE.

13 DIE GEHEIME STAATSPOLIZEI, KURZ **GESTAPO**, WAR DIE POLITISCHE POLIZEI DES NS-REGIMES. SIE BESASS WEITREICHENDE MACHTBEFUGNISSE UND WAR ALS TEIL DES REICHSSICHERHEITSHAUPTAMTES (RSHA) MASSGEBLICH FÜR DIE VERFOLGUNG, VERSCHLEPPUNG UND ERMORDUNG DER EUROPÄISCHEN JÜDINNEN UND JUDEN VERANTWORTLICH. NACH KRIEGSENDE WURDE SIE IN DEN NÜRNBERGER PROZESSEN ZU EINER »VERBRECHERISCHEN ORGANISATION« ERKLÄRT. DENNOCH WURDEN VIELE EHEMALIGE

GESTAPO-BEAMTE NACH DER BEFREIUNG IN DEN POLIZEIBEHÖRDEN DER BRD BESCHÄFTIGT.

14 **PROF. HOCHREIN** WAR MEDIZINER UND HATTE WÄHREND DES NS EINE PROFESSUR AN DER LEIPZIGER UNIVERSITÄT INNE. NEBEN SEINER TÄTIGKEIT ALS LEIBARZT FÜR BEDEUTENDE NAZIS, WAR ER AB 1941 DIREKTOR DES »INSTITUTS FÜR ARBEITS- UND LEISTUNGSMEDIZIN«. SEINE FORSCHUNGEN STELLTE ER IN DEN KONTEXT DES »KAMPFES UM SEIN ODER NICHTSEIN«. NACH 1945 SETZTE HOCHREIN SEINE FORSCHUNGEN IM BEREICH DER LEISTUNGSFÄHIGKEIT FORT.

15 **MARTIN MUTSCHMANN**, SEIT 1922 MITGLIED DER NSDAP, WAR VON 1925 BIS 1945 GAULEITER VON SACHSEN. DARÜBER HINAUS WAR ER MITGLIED DES DEUTSCHEN REICHSTAGS UND SÄCHSISCHER MINISTERPRÄSIDENT. IM MAI 1945 WURDE MUTSCHMANN VERHAFTETET UND IN DIE SOWJETUNION GEBRACHT, WO ER VERMUTLICH IN EINEM MOSKAUER GEFÄNGNIS STARB.

16 **DR. SCHLEICHER** WAR ALS ASSISTENTIN FÜR PROF. HOCHREIN TÄTIG UND ARBEITETE AUCH NACH 1945 MIT IHM ZUSAMMEN.

17 NACH 1945 BILDETEN DIE ALLIIERTEN EINE **ENTNAZIFIZIERUNGSKOMMISSION**, DIE MIT DER VERFOLGUNG VON

AKTIVEN NAZIS, HELFER_INNEN UND NUTZNIESSER_INNEN DES NS-REGIMES BEAUFTRAGT WAR.

18 **ROLAND FREISLER** WAR VON 1942 BIS ZU SEINEM TOD 1945 PRÄSIDENT DES VOLKSGERICHTSHOFES. IN ZAHLREICHEN SCHAUPROZESSEN VERURTEILTE ER MEHR ALS 2.500 GEGNER_INNEN DES NS-REGIMES ZUM TODE.

19 EIN IM LEIPZIGER ARBEITERVIERTEL LEUTZSCH GELEGENES FUSSBALLSTADION ERHIELT 1949 DEN NAMEN **GEORG-SCHWARZ-SPORTPARK**. ANFANG DER 1990ER JAHRE WURDE DAS STADION UMBENANNT UND EINE AN GEORG SCHWARZ ERINNERNDE GEDENKTAFEL ZERSTÖRT. IM FRÜHJAHR 2013 KONNTE DIE GEDENKTAFEL DURCH DAS ENGAGEMENTS DES DORTIGEN FUSSBALLVEREINS UND ANTIFASCHISTISCHER GRUPPEN WIEDER AUFGESTELLT WERDEN.



Antifaschistisches Infoblatt
Antifaschistisches
Infoblatt
Gneisenaustraße 2a
10961 Berlin

Einzexemplar: 3,50 EUR
Abo 17,50 EUR (5 Ausg.)
Abo 35,00 EUR (10 Ausg.)

www.antifainfoblatt.de
mail@antifainfoblatt.de
facebook.com/AntifaschistischesInfoblatt
twitter.com/Antifainfoblatt

Kostenloses Probeexemplar

Kriegstourismus
Kritik auf dem Schicksalsfeld der Welt

PETER NEUHOF:

»Es waren so unwahrscheinliche Glücksumstände, dass ich in dieser fürchterlichen Zeit überlebt habe.«

Peter Neuhof wird am 30.07.1925 in Berlin geboren. Sein Vater arbeitet als Getreidehändler, seine Mutter ist als Bürokraft und nach der Heirat als Hausfrau tätig. Beide treten in den 1920er Jahren der KPD bei. Nach den Novemberpogromen¹ 1938 verliert Neuhofs Vater seine Arbeit, weil er von den Nazis als Jude eingestuft wird. 1942 muss Neuhof als »Mischling ersten Grades«² die Schule verlassen. Ein Jahr später werden seine Eltern wegen der Unterstützung des kommunistischen Widerstands verhaftet und sein Vater ins KZ Sachsenhausen deportiert und erschossen. Neuhofs Mutter wird nach Verbüßung einer Gefängnisstrafe entlassen, aber kurze Zeit darauf wieder verhaftet und ins KZ Ravensbrück³ deportiert. Sie überlebt dort 1945 den Todesmarsch⁴ und wird von der Roten Armee befreit. Neuhof selbst ist bis zur Befreiung unerkannt als Lehrling in einer Fabrik tätig.

Er beginnt 1950 für den DDR-Rundfunk zu arbeiten und heiratet 1960. 2006 veröffentlicht Neuhof die Geschichte seiner Familie in dem Buch »Als die Braunen kamen«.



Neuhof 1941

»Natürlich lehnten meine Eltern den Nationalsozialismus ab, sie waren Kommunisten und mein Vater auch Jude.«

Erzählen Sie uns doch zunächst, wie Sie aufgewachsen sind.

Ich bin in Frohnau in einem sehr bürgerlichen Umfeld aufgewachsen. Von der Krise, die man 1929 und in den Jahren danach in Berlin so deutlich spürte, haben wir nichts gemerkt. Meine Eltern waren für die damaligen Verhältnisse sehr wohlhabend. Mein Vater hat als Händler in einer jüdischen Getreidegroßhandlung viel Geld verdient. Er war selbst Jude, meine Mutter war im Verständnis der Nazis eine Arierin. Die Nazis bezeichneten mich als »Mischling ersten Grades«. Ich bin aber nicht jüdisch erzogen worden. Mein Vater ist unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Judentum ausgetreten. Er war Soldat, ist ein paar Mal verwundet worden und hat ein Eisernes Kreuz bekommen. Mein Vater kam nach dem Krieg völlig ernüchert zurück, wurde Kriegsgegner und fand im Laufe der Jahre den Weg zur damaligen KPD – meine Mutter dann auch. Und da es hier in Frohnau keine sogenannte Zelle der KPD

gab, waren meine Eltern im benachbarten Glienicke politisch organisiert. In Glienicke hatte ich als Kind auch meine ersten traurigen Erlebnisse mit Nazis. Denn der Freund unseres Hausmädchens, Gerhard Weiß, war ein Jungkommunist und ist im Wahlkampf 1932 von einem Nazi erschossen worden. Der Täter ist geflohen und wurde nie gefunden. Er ist später wieder aufgetaucht, als die Nazis an der Macht waren. Da hat er dann Karriere gemacht.

Sie sind also als ein Gegner der Nazis groß geworden?

Ja, ich war schon als Acht- oder Siebenjähriger ein Gegner der Nazis, weil ich 1932 den Mord miterlebt habe und auch den ersten Boykott jüdischer Geschäfte 1933. Dadurch wurde mein Vater erst einmal arbeitslos. Über Nacht hatten wir dann kein Geld mehr, weil alle Ersparnisse vorher für die Rote Hilfe⁵ und andere Organisationen ausgegeben worden waren. Mein Vater konnte dann unter schlech-

teren Bedingungen in dem jüdischen Geschäft arbeiten – bis zur sogenannten Pogromnacht 1938. Meine Eltern sprachen mit mir immer darüber, was gerade passierte und was sie darüber dachten. Natürlich lehnten sie den Nationalsozialismus ab, sie waren Kommunisten und mein Vater auch Jude. Allerdings haben damals viele Juden anfänglich gesagt: »So schlimm kann es nicht werden, ich war ja Frontsoldat im Ersten Weltkrieg.«

Meine Eltern sind zu verschiedenen Demonstrationen und Aktionen der KPD gegangen. Meine Mutter war noch bei der letzten großen Demonstration, das muss im Januar 1933 gewesen sein, in der Kälte vor dem Karl-Liebknecht-Haus. Dort stand noch Thälmann⁶ und Hunderttausende sind vorbeimarschiert. Da glaubte man noch, dass diese Hunderttausende den Nazis entsprechend beibringen werden, dass man so nicht regieren kann, wie sie es vorhaben. Das war ja die große Enttäuschung: Damals waren das Hunderttausende und ein paar Tage später hat man erlebt, wie viele nicht mehr



Kaiser Wilhelm II. überreicht dem Vater von Neuhof 1915 das Eiserne Kreuz

dabei waren. Aber bei solchen politischen Umbrüchen ist es immer so, dass ein Teil schwach wird und ein anderer stark bleibt. Meine Eltern sind stark geblieben, obwohl es für sie auf Leben und Tod ging und mit dem Tod hat es ja auch geendet.

Sie haben die Novemberpogrome 1938 erwähnt. Wie haben Sie diese erlebt?

Hier in Frohnau fanden die nicht statt. Ich weiß noch, hier gab es einen Gemüsehändler, der von Haus zu Haus fuhr und am 9. November vorbeikam und mit trauriger Stimme sagte: »In Berlin brennen die Synagogen.« Das ist das Einzige, woran ich mich erinnere. Aber aus Friedberg in Hessen, wo mein Vater herkam und die Familie väterlicherseits lebte, kriegten wir Anrufe. Da sind die in die Wohnungen rein und haben schwere Verwüstungen verursacht.

Außerdem wurden alle jüdischen Geschäfte geschlossen. Mein Vater war dann eine Weile Hilfsarbeiter und hat Steine geschleppt. Es war eine fürchterliche Arbeit für jemanden, der aus dem Büro kam. Aber er hat es durchgestanden – was blieb ihm anderes übrig? Und dann kam die Zwangsarbeit in der Farbenfabrik Warnecke & Böhm⁷. Das war eine schwere Schinderei bei entsprechend schlechter Bezahlung! Er wurde dort bis zu seiner Verhaftung von den Vorarbeitern schikaniert. Insgesamt waren dort 200 Juden untergebracht und keiner hat überlebt.

Haben Sie den Antisemitismus in der Schule zu spüren bekommen?

Ich wurde in der Schule, obwohl den Lehrern bekannt war, wer ich war oder wer meine Eltern waren, so behandelt wie jeder andere Schüler. Ich kann nicht sagen, dass die Lehrer mich schlechter behandelt haben als andere. Ich war auch der Einzige in der Klasse, der nicht in der Hitlerjugend war oder im Jungvolk⁸, aber meine Klassenkameraden haben mich nicht gefragt, warum. Allerdings musste ich dann 1942 das Gymnasium verlassen, weil weder jüdische noch »halbjüdische« Schüler zur Schule gehen durften.

Wie haben Sie den Verweis von der Schule erlebt?

Keiner meiner Klassenkameraden, auch mein bester Freund nicht, hat gefragt, was los ist. Ich hatte aber schon damit gerechnet, weil ich gehört hatte, dass Juden nicht mehr zur Schule gehen dürfen. Dann hatte ich erst einmal von September bis Anfang Januar frei – das war eine schöne Zeit. Weil ich nicht zur Schule ging, konnte ich ausschlafen. Meine Eltern hatten Freunde aus Glienicke, ehe-

malige Kommunisten, die in einer Maschinenfabrik in Wittenau arbeiteten. Der Inhaber war ein liberaler Demokrat, ein Mann, der kein Nazi-Freund war, aber nun mit den Nazis zusammenarbeitete. Er hat 1933 sehr viele ehemalige Kommunisten und Sozialdemokraten in seinen Betrieb aufgenommen und dadurch geschützt. So bin ich dort Lehrling geworden, obwohl ein »Halbjude« gar kein Lehrling werden durfte.

Wurden Sie wie die anderen Lehrlinge behandelt?

Ja, der Lehrmeister war wohl ein alter Sozialdemokrat, der hat mich behandelt wie jeden anderen auch. Aber am 10. Februar 1943 wurden meine Eltern verhaftet. Ich wurde zunächst auch mitgenommen, aber nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Das musste ich auch im Betrieb erzählen. Der

»Keiner meiner Klassenkameraden, auch mein bester Freund nicht, hat gefragt, was los ist.«

Lehrmeister hat das zwar zur Kenntnis genommen, jedoch nicht einmal gefragt, warum. Ich nehme mal an, er hat es gewusst und wollte einfach nicht mehr wissen. Wer zu viel weiß, begibt sich ja auch in Gefahr.

Wie kam es zur Verhaftung Ihrer Eltern 1943?

Bei uns hat ein Illegaler gewohnt. Er hieß Wilhelm Beuttel, war ein Freund meiner Eltern und gehörte zur illegalen Parteileitung der KPD. Die sind 1942/43 wieder nach Deutschland eingesickert, um Widerstandsgruppen zu bilden. Aber der Freund meiner Eltern hatte kein Quartier. Er stand im September 1942 vor unserer Tür und sagte: »Ich habe den Auftrag, mit anderen zusammen neue illegale Organisationen aufzubauen. Ich komme im Februar wieder. Könnt ihr mir ein Quartier besorgen?« Meine Eltern haben alles versucht, aber alle Leute, die wir kannten, haben gesagt: »Ne, das ist uns zu heiß.« Da haben meine Eltern gesagt: »Wenn du nichts hast, dann bleib bei uns.« Da es immer kälter wurde, benötigte er seinen Wintermantel aus Holland. Die Gestapo⁹ überwachte die Aktivitäten der Inlandsleitung und deswegen sollte

der Mantel erst zu seinen Verwandten nach Karlsruhe und von dort aus zu einer Freundin meiner Mutter nach Berlin geschickt werden. Seine Verwandten vergaßen allerdings, den Briefverkehr zu vernichten. Im Januar 1943 brach der Kontakt zur Inlandsleitung ab. Da haben wir geahnt, dass etwas nicht stimmt. Ob es Verrat war, kann ich nicht sagen. Allerdings wusste die Gestapo nun von der Familie in Karlsruhe, fand dort die Briefe und stand am nächsten Morgen vor der Tür der Freundin meiner Mutter. Und was sollte die schon machen? Sie sagte, wo sie den Mantel hinbringen sollte. Das müssen Sie sich vorstellen! Wegen eines Mantels das alles! Aber was sollte man machen, es war Winter und bitterkalt!

Ich ging am 10. Februar 1943 von der Arbeit nach Hause und wunderte mich, dass die Gartentür offenstand. Als ich die Haustür aufmachte, wusste ich sofort: Ledermantel, Schlapphut – Gestapo! Die erste Frage: »Wer ist der Mann, der bei euch gewohnt hat?« So ist auch meine Mutter empfangen worden. Mein Vater ist direkt im Betrieb verhaftet worden. Wilhelm Beuttel haben sie kurz bevor ich nach Hause kam aus unserer Wohnung geholt.

»Meine Eltern werdet ihr nicht mehr wiedersehen.«

Die Gestapo hat nicht einmal eine richtige Hausdurchsuchung gemacht. Die illegalen Schriften und die Tinte zum Unsichtbarmachen und Sichtbarmachen von Schriften lagen noch bei uns. Das habe ich alles erst einmal vernichtet, nachdem ich freigelassen worden war.

Sie wurden freigelassen und konntet nach Hause?

Ja, das war ja das Merkwürdige. Ich glaubte, dass ich der Lockvogel sein sollte und habe natürlich hinter jedem einen Gestapo-Mann gesehen. Ich dachte: »Sie werden mich verfolgen und überprüfen, wo ich hingehe.« Aber das ist nie passiert. Ich bin in der besagten Nacht noch rüber zu Freunden, die hier wohnten. Die mussten mich warnen, denn sie hatten uns Lebensmittelmarken für Beuttel gegeben. Als ich dort war, habe ich gesagt: »Meine Eltern werdet ihr nicht mehr wiedersehen!«

Bis zum Ende der Nazizeit habe ich dann alleine in der Wohnung meiner Eltern gelebt. Die Nazis haben nicht einmal

die Wohnung beschlagnahmt. Es waren so unwahrscheinliche Glücksumstände. Überhaupt war das sehr viel Glück in dieser fürchterlichen Zeit, dass ich überlebt habe.

Was ist mit Ihrem Vater passiert?

Er ist zunächst in die Untersuchungsanstalt Lehrter Straße gekommen, dann nach Moabit und er war auch ein paar Tage im Polizeipräsidium Alexanderplatz inhaftiert. Aber von da aus kam er wieder zurück und war dann in der Lehrter Straße in der sogenannten Judenzelle. Danach ist er nach Sachsenhausen gekommen. Wir haben den Eindruck, dass er nur einen Tag in Sachsenhausen gewesen ist. Dann wurde er – nach all dem, was ich aus dem Briefverkehr schließen kann – am 15. November erschossen. Es gab 1944 eine Verfügung, dass gegen Juden kein Prozess mehr stattfindet: Juden werden nur noch erschossen, ganz egal, ob sie politisch oder kriminell waren. Und von daher ist er eben erschossen worden. Überhaupt war mein Vater bis

dato nur nicht festgenommen worden, weil er in einer »privilegierten Ehe«¹⁰ lebte. Er hätte überlebt, aber bei uns kam ja die politische Seite dazu und nach der Verhaftung war klar, es überlebt niemand.

Wie haben Sie vom Tod Ihres Vaters erfahren?

In der Untersuchungshaft konnte mein Vater mir noch Briefe schreiben. Wir hatten aber auch eine illegale Verbindung über Wachtmeister in der Untersuchungshaftanstalt, die haben Briefe rausgeschmuggelt. Als der Kontakt abbrach, bin ich nach Sachsenhausen gefahren und habe dort in der politischen Abteilung nachgefragt, doch die haben mir gesagt, dass sie nichts wissen. Dann ging ich zur Gestapo ins »Judenreferat«¹¹ in der Nähe vom Bahnhof Börse. Die sagten: »Wo ihr Vater ist, wissen wir nicht, aber wir haben einen Rucksack von ihrem Vater.« Den haben die mir ausgehändigt und da wusste ich: Wenn die mir einen Rucksack aushändigen, dann wird der

Vater wohl nicht mehr leben. Zu Hause packte ich den Rucksack aus und fand in ein Hemd eingewickelt schriftliche Aufzeichnungen meines Vaters. Das Tagebuch, vom ersten Tag der Verhaftung an. Das haben die entweder übersehen oder wollten es übersehen. Ich habe das Tagebuch noch heute.

Was geschah mit Ihrer Mutter?

Die war erst in Untersuchungshaft im Polizeipräsidium, dann kam sie ins Frauengefängnis Kantstraße¹². Wegen der Sache mit Beuttel hat sie einen Prozess bekommen. Es konnte ihr aber nur nachgewiesen werden, dass sie ihn beherbergt hatte. Sie hat natürlich gesagt: »Wir wussten doch nicht, welche Funktion der Beuttel hat. Er hat immer gesagt, er hätte geschäftlich hier zu tun.« Sie wurde schließlich Anfang 1944 zu sechs Monaten Haft verurteilt. Das war aber mit der Untersuchungshaft bereits abgegolten und so konnte sie nach Hause gehen.

Allerdings wurde sie im September wieder verhaftet. Wir hatten Freunde in Frohnau, die auch ehemalige Kommunisten waren. Dort verkehrte ein Mann, ein Jude, der illegal lebte und behauptete



Gestapo-Dokument, aus dem die Verhaftung Beuttels in der Wohnung der Neuhofs hervorgeht

te, er gehörte zu einer Widerstandsorganisation. Meiner Mutter kam der Mann nicht geheuer vor und wir wunderten uns: »Der erzählt so freimütig Ende August 1944, dass er zu einer Widerstandsgruppe gehört?« Er wurde schließlich verhaftet, fing an zu plaudern und hat auch von meiner Mutter erzählt. In den Haftbeschluss schrieb die Gestapo: »Bis

Lebensende KZ«. Und so kam sie nach Ravensbrück.

Auf dem Weg dorthin hat sie zu einem Polizisten gesagt: »Ich habe hier einen Brief an meinen Sohn geschrieben, es könnte die letzte Nachricht sein. Können sie den einstecken?« Der Polizist hat es tatsächlich getan. Ich vermutete damals, dass das die letzte Nachricht meiner Mutter war. Ohne den Brief hätte ich ja gar nicht gewusst, dass meine Mutter in Ravensbrück war.

Wie ging Ihr Leben weiter?

Ich habe in der Fabrik an Maschinen mitgebaut, die für den Export bereitgestellt wurden: Bohrmaschinen und Gewindeschleifmaschinen. Ohne diese Maschinen konnten sie viele Dinge nicht herstellen. Wir waren damit ein unabhkömmlicher Betrieb und haben in den letzten Monaten auch Teile für Granatenwerfer gebaut. Das hieß, die Arbeiter wurden nicht zur Wehrmacht eingezogen.

So arbeitete ich in der Fabrik bis zum 20. April 1945 – Hitlers Geburtstag. Es war der letzte große Angriff der Amerikaner auf die Heinke-Flugzeugwerke in Oranienburg und wir mussten Nachtschicht

arbeiten, weil am Tage zu wenig Strom da war. Ich bin also am 20. April abends zum Betrieb gegangen und da sprach der Fräser, einer der wenigen Nazis im Betrieb: »Wir müssen den Betrieb schließen, denn wir haben keinen Strom mehr. Ich erwarte, dass jeder von euch zum Volkssturm¹³ geht!« Es ist aber keiner hingegangen außer zwei, drei Idioten. Es gab dann gleich Fliegeralarm und bin erst einmal in einen Bunker neben dem Betrieb gegangen. Als der Alarm aus war, wollte ich mit der S-Bahn nach Frohnau fahren. Der Schaffner saß in seinem Häuschen und sagte mit weinerlicher Stimme: »Hier wird wohl kein Zug mehr fahren.« Aber der harrte preußisch-deutsch, doof-dämlich in seiner Bude aus. Wäre er auch verreckt, er hat seine Pflicht erfüllt.

Wie war die Arbeiterschaft in Ihrem Betrieb?

Die Leute waren keine Nazis, aber es gab auch keine gezielte Sabotage. Allerdings weiß ich noch, die Scheiben gingen immer häufiger kaputt wegen der Fliegerangriffe. Eine Weile haben wir noch Ersatzscheiben gekriegt, später gab es nur noch Pappe. Als die Scheiben noch ersetzt wurden,

nahm einer eine Scheibe, ging nach oben und sagte: »Ach mir wird so schlecht!« Er hat dann die kostbaren Scheiben einfach fallengelassen. Dann hat er es nochmal probiert und sie ist wieder runtergefallen – es war im Grunde genommen Sabotage. Wir haben darüber immer gelacht, aber selbst das Lachen darüber hätte verhängnisvoll sein können.

Einmal hatten die Amerikaner auch auf einem Feld Flugblätter abgeschossen, die dazu aufgerufen haben, den Krieg zu beenden. Ein Freund und ich haben die Dinger eingesammelt und ich Idiot ging in den Betrieb mit der Aktentasche voller Flugblätter in einer Zeit, in der meine Eltern inhaftiert waren. Ich habe einige von diesen herrlichen Flugblättern in einen Raum geschmissen. Das war natürlich bodenloser Leichtsinn, aber meine Wut auf die Nazis war so groß, dass ich das gemacht habe.

Ihre Mutter wurde 1945 in Ravensbrück befreit. Wie war ihr Wiedersehen?

Ich bin nach dem Krieg mit dem Fahrrad nach Ravensbrück gefahren. Ich wollte wissen, wo meine Mutter geblieben ist.

Ehemalige Mithäftlinge sagten mir: »Deine Mutter musste ausrücken mit der SS zusammen.« Ich hatte keine Informationen, nichts! Ich musste also annehmen, dass meine Mutter tot ist. Bis ich dann im Briefkasten einen Zettel von der Käthe Jacob¹⁴ fand, die auch in Ravensbrück und auf dem Todesmarsch gewesen war: »Deine Mutter lebt. Sie ist in der Nähe



Neuhof 1938 mit seinen Eltern in Berlin-Frohnau

»Das war natürlich bodenloser Leichtsinn, aber meine Wut auf die Nazis war so groß, dass ich das gemacht habe.«

von Crivitz.« Dort, wo meine Mutter befreit worden war, war nämlich ein großes Heim für Männer und Frauen, die nicht nach Hause konnten. Das war auf Initiative der Russen aufgemacht worden. Ich bin dann nach Crivitz gefahren und zu meinem 20. Geburtstag am 30. Juli 1945 habe ich meine Mutter wiedergesehen.

Ab wann wussten Sie vom Holocaust?

Wir hörten von Auschwitz und wir wussten, dass die Leute nicht wiederkommen. Meine Großmutter kam nach Theresienstadt¹⁵ und ist dort verstorben. Theresienstadt war ja das Sonderlager für alte Menschen, wenngleich die genauso krepirt sind, wie in den Massenvernichtungslagern. Und wir haben Verwandte gehabt, Cousinen und Cousins meines Vaters, die nach Auschwitz kamen. Andere sind in Minsk¹⁶ umgekommen. Oder in Lodz¹⁷, da wussten wir, wenn wir die Todesnachricht bekamen, oder überhaupt keine Nachricht mehr, dass die umgekommen sind. Dass da fürchter-

liche Exzesse stattfanden, das haben wir gewusst.

Mein Vater hat mir einmal aus der Haft geschrieben: «Ich nehme an, Abschiebung Auschwitz. Alles, was ich über Auschwitz höre, ist nicht so schlecht.» Das konnte natürlich geschrieben sein, um dem Sohn Mut zu machen und mir nicht die große Angst vor Auschwitz zu vermitteln. Möglicherweise hat er aber auch nicht genau gewusst, was Auschwitz ist. Die Engländer haben das über den Rundfunk allerdings schon gesagt – wer die Engländer gehört hatte, wusste, was Auschwitz ist.

Haben Ihre Eltern je überlegt, Deutschland zu verlassen?

Ja, und sie hätten durchaus auswandern können, aber sie wollten nicht. Noch 1933 sind wir nach Österreich zum Skilaufen gefahren – ein paar Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt. Die Nazis waren schon hier, die ersten Pogrome hatten stattgefunden. Mit den Skiern hätten wir rüberfahren können.

Da hat mein Vater gesagt: »In Friedberg leben meine Mutter und meine Schwester, die kommen ja auch nicht raus.« Außerdem haben 1933 selbst Kommunisten immer noch gehofft, der Hitler würde abwirtschaften. Und ein Auschwitz konnte man sich 1933 trotz der Hasstiraden der Nazis bei Gott nicht vorstellen.

Manche Verwandte meines Vaters sind 1933 weggegangen. Die zogen ins Saargebiet¹⁸ und nach der Abstimmung, bei der 99 Prozent für Hitler stimmten, nach Frankreich. Sie haben uns dauernd geschrieben: »Wie lange wartet ihr noch? Kommt zu uns!« Wir hätten alle überleben können, aber wir sind nicht gegangen. Und als wir nach Brasilien auswandern wollten, hatten wir eine derartig hohe Nummer – ich sage immer, wir wären heute erst dran. Die waren nicht interessiert an einem Mann, der aus dem Getreidehandel kommt. Wenn mein Vater Arzt gewesen wäre oder Chemiker, dann hätten wir wahrscheinlich die Möglichkeit bekommen. 1938, nach dem

Pogrom, hat ja England 10.000 jüdische oder »halbjüdische« Kinder aufgenommen.¹⁹ Mein Cousin und ich standen auf der Liste und hätten fahren können. Aber da haben meine Eltern gesagt: »Entweder alle oder keiner!«

Haben Sie und Ihre Mutter Entschädigungszahlungen bekommen?

Jahrzehntelang nicht. Ich habe dann irgendwann, weil ich von der Schule verwiesen wurde, als rassistisch Verfolgter ein paar tausend Mark gekriegt. Meine Mutter hat jahrelang dafür gekämpft, für den Tod ihres Mannes und für ihre eigene Haftzeit entschädigt zu werden. Jahrelang. Nun muss man sagen, im Entschädigungsamt saßen in erster Linie ehemalige

Nazis, das ist nachweisbar. Aber Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre hat meine Mutter für ihre Haftzeit und für den Tod meines Vaters eine Entschädigung gekriegt. Auch wenn man den Tod natürlich nicht entschädigen kann.

Was haben Sie nach dem Krieg beruflich gemacht?

Ich habe begonnen, als freier Mitarbeiter bei Zeitungen zu arbeiten, bis ich dann als Rundfunkredakteur angefangen habe. Beim DDR-Rundfunk war ich bis 1989/90. Ich habe dort die ganze Zeit gearbeitet, am Schluss als Korrespondent in Westberlin.

War es eine politische Entscheidung, für den ostdeutschen Rundfunk zu arbeiten?

Ja, schon 1950, als ich dort angefangen habe. Ich hätte mir nie vorstellen können, für einen bürgerlichen Sender zu arbeiten. Und ich habe das ja auch bis zum Schluss gemacht. Ich kann mir nach wie vor eine Welt ohne Kapitalismus vorstellen, aber ob die machbar ist, weiß ich nicht. Jedenfalls die Welt, in der ich jetzt



Das Ehepaar Neuhof 2013 in ihrem Garten in Berlin-Frohnau

lebe, könnte ich mir viel besser vorstellen als sie ist. Vielleicht war die Welt, wie wir sie uns vorstellten, auch nicht machbar. Was wir unter Sozialismus erlebt haben, war ja kein Sozialismus, und was wir in der Sowjetunion hatten, war es auch nicht. Mögen die nach uns Kommenden ihre Welt gestalten, aber eine Welt die nur auf Waffen beruht, auf Elend und auf Kriegen, das kann nicht die Welt sein, das ist nicht meine Welt.

DAS INTERVIEW WURDE AM 22.07.2013 IN BERLIN GEFÜHRT.

ERLÄUTERUNGEN

1 DIE **NOVEMBERPOGROME** MARKIERTEN EINE NEUE BSKALATIONSSTUFE IN DER NATIONALSOZIALISTISCHEN VERFOLGUNG VON JÜDINNEN UND JUDEN. IN DER NACHT VOM 9. ZUM 10. NOVEMBER BRANNTEN SYNAGOGEN IN GANZ DEUTSCHLAND. NAZIS IN UNIFORM UND ZIVIL SOWIE SCHAULUSTIGE ZERTRÜMMERTEN DIE SCHAUFENSTER JÜDISCHER GESCHÄFTE, DEMOLIERTEN WOHNUNGEN UND MISSHANDELTEN MENSCHEN, DIE SIE ALS JÜDISCH IDENTIFIZIERTEN. WEIT MEHR ALS 1.300 MENSCHEN WURDEN GETÖTET, ÜBER 1.400 SYNAGOGEN ODER GEBETSHÄUSER ZERSTÖRT. AM 10. NOVEMBER WURDEN MEHR ALS 30.000 JÜDISCHE MÄNNER IN KZs VERSCHLEPPT.

2 NACH DEN ANTISEMITISCHEN NÜRNBERGER »RASSEGESETZEN« VON 1935 WURDE NEUHOF ALS **MISCHLING ERSTEN GRADES** KLASSIFIZIERT, WEIL SEINE ELTERN EINE SOGENANNTHE »MISCHEHE« FÜHRTEN UND ER ZWEI JÜDISCHE GROSSELTERN BESASS. DA ER ABER NICHT JÜDISCH ERZOGEN WURDE, GALT ER LAUT DER NAZI-IDEOLOGIE NICHT ALS »VOLL-JUDE«.

3 DAS **KZ RAVENSBRÜCK** WAR EIN KZ IN DER NÄHE DER STADT FÜRSTENBERG AN DER HAVEL. ES GILT ALS DAS GRÖSSTE FRAUEN-KZ. ZWISCHEN 1939 UND 1945 WURDEN DORT ETWA 133.000 FRAUEN UND KINDER UND 20.000 MÄNNER REGISTRIERT. ETWA 28.000 HÄFTLINGE WURDEN ERMORDET.

4 ALS **TODESMÄRSCH**E WERDEN VERSCHIEDENE »RÄUMUNGSAKTIONEN« DER SS IN DER SCHLUSSEPHASE DES 2. WELTKRIEGS BEZEICHNET. DIE SS LÖSTE AB 1944 FRONTNAHE KZs AUF UND ZWANG DIE HÄFTLINGE ZUM MARSCH IN RICHTUNG REICHSMITTE ODER SPERRTE SIE ZUM ABTRANSPORT IN EISENBahnWAGEN EIN. OFT WURDEN NICHTMARSCHFÄHIGE HÄFTLINGE IN GROSSER ZAHL ERSCHOSSEN. ZAHLREICHE MENSCHEN STARBEN BEI DEN TAGE- UND WOCHENLANG ANDAUERNDEN MÄRSCHEN BZW. TRANSPORTEN.

5 DIE **ROTE HILFE DEUTSCHLANDS (RHD)** WAR EINE DER KPD NAHE STEHENDE SOLIDARITÄTSORGANISATION, DIE 1921 GEGRÜNDET UND 1933 VON DEN NAZIS VERBOTEN WURDE.

6 **ERNST THÄLMANN** WAR VON 1925 BIS 1933 VORSITZENDER DER KPD. 1933 WURDE ER VERHAFTET UND 1944 AUF DIREKTE BEFEHL HITLERS IM KZ BUCHENWALD ERSCHOSSEN.

7 DIE **FIRMA WARNECKE & BÖHM** ENTWICKELTE SICH BIS 1945 ZU EINEM HAUPTLIEFERANTEN VON SCHUTZANSTRICHEN FÜR DIE DEUTSCHE RÜSTUNGSINDUSTRIE. DIE FIRMA, DIE IN DEN 1930ER JAHREN »ARISIERT« WURDE, BESCHÄFTIGTE MEHRERE HUNDERT ZWANGSARBEITER.

8 DAS **JUNGVOLK** WAR EIN TEIL DER **HITLERJUGEND (HJ)** FÜR VON DEN NAZIS ALS ARISCH BEFUNDENE DEUTSCHE JUNGEN ZWISCHEN ZEHN UND 14 JAHREN.

9 DIE GEHEIME STAATSPOLIZEI, KURZ **GESTAPO**, WAR DIE POLITISCHE POLIZEI DES NS-REGIMES. SIE BESASS WEITREICHENDE MACHTBEFUGNISSE UND WAR ALS TEIL DES REICHS SICHERHEITSHAUPTAMTES (RSHA) MASSEBELIEBIG FÜR DIE VERFOLGUNG, VERSCHLEPPUNG UND ERMORDUNG DER EUROPÄISCHEN JÜDINNEN UND JUDEN VERANTWORTLICH. NACH KRIEGSENDE WURDE SIE IN DEN NÜRNBERGER PROZESSEN ZU EINER »VERBRECHERISCHEN ORGANISATION« ERKLÄRT. DENNOCH WURDEN VIELE EHEMALIGE GESTAPO-BEAMTE NACH DER BEFREIUNG IN DEN POLIZEIBEHÖRDEN DER BRD BESCHÄFTIGT.

10 DIE NAZIS UNTERSCHIEDEN ZWISCHEN VERSCHIEDENEN »**MISCHEHEN**«, BEI DENEN HINSICHTLICH DER ANTISEMITISCHEN DISKRIMINIERUNG UND DES

GESELLSCHAFTLICHEN AUSSCHLUSSES ZUM TEIL AUSNAHMEREGLUNGEN GALTEN. UMGANGSSPRACHLICH WURDEN DIESE ALS »PRIVILEGIERTE« GEGENÜBER DEN »NICHTPRIVILEGIERTEN MISCHHEHEN« BEZEICHNET.

11 DAS **JUDENREFERAT** KOORDINIERT UND ORGANISIERTE ALS ABTEILUNG DES RSHA AB 1941 ADMINISTRATIV DIE DEPORTATION UND VERNICHTUNG DER EUROPÄISCHEN JÜDINNEN UND JUDEN. LEITER DER ABTEILUNG WAR AB 1939 ADOLF EICHMANN.

12 DAS UNTERSUCHUNGSGEFÄNGNIS DES CHARLOTENBURGER STRAFGERICHTSGEBÄUDES IN DER KANTSTRASSE 79 WURDE IM NS ZUNEHMEND MIT POLITISCHEN GEFANGENEN BELEGT, AB ENDE DER 1930ER JAHRE BRACHTEN DIE NAZIS DORT NUR NOCH FRAUEN UNTER.

13 DER **VOLKSSTURM** WAR EIN MILITÄRISCHER VERBAND, DER ENDE 1944 VON DEN NAZIS AUFGESTELLT WURDE, UM DIE WEHRMACHT ZU VERSTÄRKEN. ER BESTAND AUS MÄNNERN IM ALTER VON SECHZEHN BIS SECHZIG JAHREN, DIE MIT UNZUREICHENDER BEWAFFNUNG UND AUSBILDUNG IN EINEN FAKTISCH BEREITS VERLORENEN KRIEG GESCHICKT WURDEN.

14 **KATHARINA JACOB** WAR IN DER KPD-NAHEN BÄSTLEIN-JACOB-ABSHAGEN-GRUPPE AKTIV, DIE VON 1940 BIS 1945 GEGEN DIE NAZIS KÄMPFTE UND DIE GRÖSSTE WIDERSTANDSGRUPPE IN HAMBURG WAR. IM GEGENSATZ ZU IHREM EBENSO IM WIDERSTAND AKTIVEN EHEMANN FRANZ JACOB, DER 1944

HINGERICHTET WURDE, WURDE KATHARINA JACOB ZUNÄCHST AUS MANGEL AN BEWEISEN FREIGESPROCHEN. SIE ERLEBTE DIE BEFREIUNG IM FRAUENKONZENTRATIONSLAGER RAVENSBRÜCK.

15 NACH DER ERZWUNGENEN EINGLIEDERUNG TSCHECHISCHER GEBIETE ALS »PROTEKTORAT BÖHMEN UND MÄHREN« IN DAS DEUTSCHE REICH WURDE IN DER DORT GELEGENEN STADT TEREZIN 1941 DAS **KZ THERESIENSTADT** ERRICHTET. BIS 1943 WURDEN ETWA 73.500 MENSCHEN UND SOMIT FAST DIE GESAMTE JÜDISCHE BEVÖLKERUNG DES »PROTEKTORATS« NACH THERESIENSTADT DEPORTIERT. ES DIENTE VOR ALLEM ALS SAMMEL- UND DURCHGANGSLAGER FÜR DIE DORTIGE JÜDISCHE BEVÖLKERUNG. ABER AUCH ZEHNTAUSENDE DEUTSCHE JÜDINNEN UND JUDEN, VOR ALLEM ÄLTERE PERSONEN, WURDEN NACH THERESIENSTADT DEPORTIERT. OBWOHL DAS LAGER DER NS-PROPAGANDA ALS »ALTERSGHETTO« DIENTE UND AUSLÄNDISCHEN BESUCHER_INNEN ZEITWEILIG ALS »JÜDISCHE MUSTERSIEDLUNG« VORGEFÜHRT WURDE, STARBEN DORT UNZÄHLIGE MENSCHEN AN HUNGER UND KRANKHEITEN. ZEHNTAUSENDE WURDEN NACH KURZEM AUFENTHALT NACH AUSSCHWITZ DEPORTIERT UND DORT ERMORDET.

16 IN DAS **GHETTO MINSK** SPERRTEN DIE NAZIS VON JULI 1941 BIS ZUM OKTOBER 1943 JÜDINNEN UND JUDEN AUS MINSK (HAUPTSTADT DER DAMALIGEN BELARUSSISCHEN SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIK) UND AB NOVEMBER 1941 AUCH JÜDISCHE DEPORTIERTE AUS DEUTSCHLAND. ARBEITSFÄHIGE INSASS_INNEN

MUSSTEN ZWANGSARBEIT LEISTEN, NICHT ARBEITSFÄHIGE WURDEN ERMORDET. AM 21. OKTOBER 1943 WURDE DAS GHETTO ENDGÜLTIG LIQUIDIERT, WOBEI ES KAUM ÜBERLEBENDE GAB.

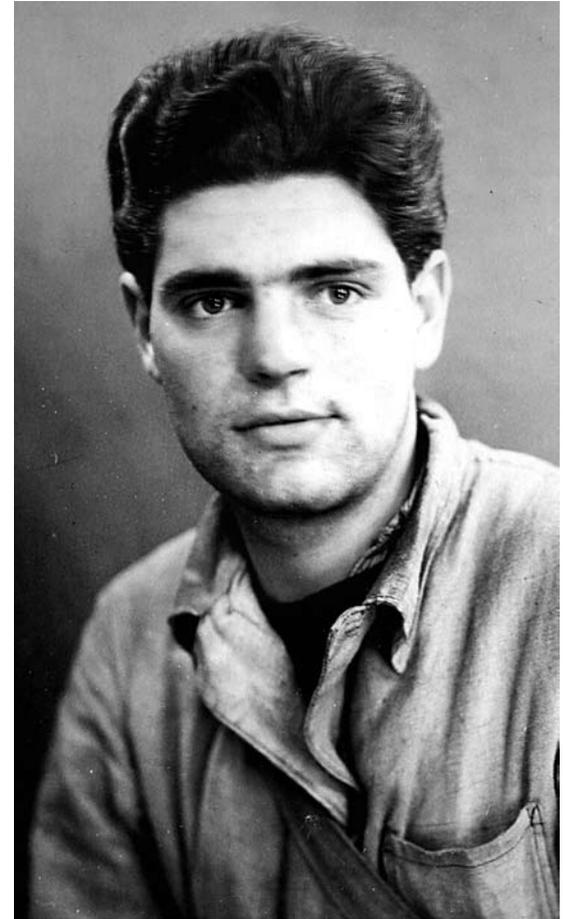
17 DAS **GHETTO VON LODZ** IN POLEN WAR EIN VON 1939 BIS 1945 BESTEHENDES, HERMETISCH ABGEGELTES JÜDISCHES GHETTO. UMGEFÄHR 164.000 MENSCHEN MUSSTEN HIER ZWANGSARBEIT FÜR DIE WEHRMACHT LEISTEN. DIE BEWOHNER_INNEN WURDEN BIS AUF WENIGE ÜBERLEBENDE NACH UND NACH IN DEN KZs CHELMNO UND AUSCHWITZ ERMORDET.

18 NACH DEM 1. WELTKRIEG KAM DAS **SAARGEBIET** GEMÄSS DES VERSAILLER VERTRAGES ERST UNTER DIE VERWALTUNG DES VÖLKERBUNDES UND AB 1920 UNTER FRANZÖSISCHE MANDATSVERWALTUNG. DER VERTRAG SAH ZUDEM EINE VOLKSABSTIMMUNG ÜBER DEN ZUKÜNFTIGEN STATUS FÜR DAS JAHR 1935 VOR, BEI DER ÜBER 90 PROZENT FÜR DEN ANSCHLUSS AN NAZI-DEUTSCHLAND STIMMTEN.

19 DIE **KINDERTRANSPORTE** ERMÖGLICHTEN TAUSENDE VON JÜDISCHEN KINDERN AUS NAZI-DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH, DER TSCHECHOSLOWAKEI SOWIE POLEN, NACH GROSSBRITANNIEN ZU FLIEHEN. INITIIERT WURDEN DIESE TRANSPORTE VON DER DORTIGEN JÜDISCHEN GEMEINDE IN FOLGE DER NOVEMBERPOGROME 1938.

KLAUS ULRICH RABE: »Das ist mein Credo: alles zu tun, dass das nicht wieder vorkommt.«

Klaus Ulrich Rabe wird 1926 in Zwenkau bei Leipzig geboren. Seine Mutter ist Krankenschwester, sein Vater Arzt. Aufgrund der jüdischen Abstammung der Mutter wird er von den Nazis als Halbjude verfolgt. Im Rahmen der Organisation Todt wird er nach Frankreich verschleppt, wo er Zwangsarbeit leisten muss. In den Wirren der letzten Kriegsmonate gelingt ihm unter abenteuerlichen Bedingungen die Flucht in die amerikanische Kriegsgefangenschaft. Heute lebt er mit seiner Frau Hannelore in Dierhagen in Mecklenburg-Vorpommern.



Rabe 1944 bei der Organisation Todt

Erzählen Sie doch zunächst, wie Sie aufgewachsen sind.

Ich wurde 1926 in Zwenkau geboren, das ist eine Kleinstadt südlich von Leipzig. Mein Vater war Arzt, Mutter war gelernte Krankenschwester. Sie war Oberschwester am jüdischen Krankenhaus in Breslau, das im 1. Weltkrieg als Lazarett diente. Als mein Vater als Soldat dort lag, haben sie sich kennen gelernt. Ich habe noch zwei Geschwister, einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Die Familie gehörte zur Hautevolee des Ortes.

Wann haben Sie den Nationalsozialismus zum ersten Mal bewusst wahrgenommen?

Eines Tages fragte der Lehrer in der Schule: »Wer ist hier Jude?« Da stand ein Junge auf und sagte: »Hier, der Uli, der ist Jude.« Zuhause haben mir die Eltern dann erklärt: »Ja, die Mutter ist Jüdin, Oma und Opa sind Juden. Deine Tante, dein Onkel und deine Cousine sind alle Juden.« Das war mir davor gar nicht bewusst. Scheinbar haben sich die Eltern eingebildet, uns Kinder so schüt-

»Ab diesem Moment wusste ich, dass ich Jude bin und dass die ganze Familie in Lebensgefahr ist.«

zen zu können. Ab diesem Moment wusste ich, dass ich Jude bin und dass die ganze Familie in Lebensgefahr ist. Das war 1936.

Als Jude musstest du dich damals anders verhalten. Niemand durfte mehr neben mir sitzen in der Klasse, ich wurde isoliert, ich war ein Prügelknabe. Mir wurde eingebläut, dass ich die Familie in große Gefahr bringe, wenn ich da einen vermöble. Das ist mir auch mal passiert, da bin ich über einen Jungen hergefallen und habe im letzten Moment gesehen, dass er ein Hitlerjunge¹ war. Das war der Sohn vom Polizeichef und der ist Gott sei Dank ausgerissen. Da war die ganze Familie in Angst und Schrecken. Aber es ist nichts geschehen. Wahrscheinlich war es ihm peinlich, dass ein tapferer Hitlerjunge von einem Judenbengel verprügelt wird. Ich lebte damals gewissermaßen schon außerhalb der Gesellschaft.

Später sind Sie dann aufs Gymnasium gegangen?

Ja, in Leipzig. Dort war mein damals bester Freund eines Tages nicht mehr ansprechbar für mich und feixte nur über meine Annäherungsversuche. Und ich muss nicht illustrieren, was das für einen Jungen im Alter von 14 Jahren bedeutet.

Wir hatten einige Lehrer, die es darauf anlegten, mich zu triezen, aber viele haben mich absolut ordentlich behandelt. Die Schüler waren alles Kinder von hohen Nazileuten. Insgesamt gab es nur 15 »Mischlinge«² in der Schule, darunter auch mein Bruder.

Am Morgen nach der sogenannten Kristallnacht³ empfing uns der Lehrer für nationalpolitischen Unterricht und führte uns durch Leipzig, um uns zu zeigen, wie die Wut des Volkes sich gegen uns richtete. Das war ein harter Bolzen. Ich durfte auch nicht zu Hause anrufen, um zu fragen, was dort los war. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich so etwas auch zu Hause abspielte, war ja groß.

Nach den Gesetzen der Nazis war es den »Mischlingen« ersten Grades aus privilegierter Ehe⁴ verboten, eine weitere Ausbildung zu erlangen. Das waren sol-

che, die wie ich christlich erzogen waren. Das galt auch für das Abitur. Nun hatte ich das Glück, dass es etwa vier Wochen vor meinem Abitur einen schweren Bombenangriff in Leipzig gab und ein großer Teil der Schulen zerstört worden ist. Die Abiturienten wurden dann alle in eine Schule zusammengestellt und in diesem Chaos dachte niemand daran zu fragen, ob da ein Jude dazwischen ist. Da sagte mein Biologielehrer: »Hier hast du das Zeugnis, damit gehst du in die nächste Kopieranstalt und kopierst das.« Er hat mir also illegal das Abiturzeugnis verschafft. Auch in dieser Zeit hat es Menschen gegeben, die uns nach ihren Möglichkeiten geholfen haben.

Wie erging es Ihnen nach dem Abitur?

Meinem Vater ist es gelungen, mich in einem Unternehmen im Holzgewerbe als Volontär unterzubringen. Ich hatte also ohne Lohn Büro Tätigkeiten auszuführen. Nach vier Wochen kam dann die Aufforderung, dass ich mich im April in der Volksschule zu melden habe. Dort gab es eine medizinische Untersuchung und ich wurde für arbeitsfähig erklärt. Das war 1944. Von dieser Schule holten

uns bewaffnete Leute von der Organisation Todt⁵ ab und führten uns im Marsch zum Hauptbahnhof. Ich kam in einen Zug nach Paris, der schon die ganzen »Mischlinge« aus Sudetendeutschland mitgebracht hatte.

So sind wir dann nach Paris gefahren und kamen dort spät abends an. Die Wachen hatten keine Ahnung, wo sie uns unterbringen sollten und wir sind ein paar Stunden durch Paris marschiert. Dann kamen Fliegerangriffe und wir mussten uns in die Gosse der Champs Élysées legen. So habe ich meine erste Nacht unter Bewachung verbracht. Da wurde mir klar, welchen Absturz ich erlitten hatte. Zuvor der vermögende Arztsohn aus einer geachteten Familie und dann liegst du in der Gosse und bist ein Nichts. Am nächsten Tag wurde ich einer Jugendhundertschaft der OT zugeteilt.

Wir wurden nach Mantes-Gassicourt gebracht, das ist ein kleiner Ort 50 km westlich von Paris. Dort teilen sich die Eisenbahnstrecken, die von Paris kommen, und führen zur Atlantikküste. Dorthin wurden Militärtransporte en masse gebracht und die Engländer und die Amerikaner bombardierten den Bahnhof tags und nachts. Wir haben die Gleisanlagen

repariert. Wir mussten also die verbotenen Gleise wegbringen, die Bombenrichter füllen, dann neuen Schotter bringen und neue Gleise verlegen. Sicherheitsfragen wurden da nicht gestellt. Am Tag zwölf Stunden Arbeit ohne Mittagspause und das mit dem knappen Essen und unter bewaffneter Überwachung.

Wir kriegten weiße Drillich-Kleidung und Holzpantinen. Wenn wir nun auf dem Bahnhof arbeiteten im hellen Sonnenschein Frankreichs mit der weißen Kleidung, waren wir für die Jagdflieger natürlich ein wunderbares Ziel. Die konnten ja nicht wissen, dass wir Zwangsarbeiter waren. Sie müssen sich diesen Irrsinn mal vorstellen: Wir erwarteten von denen die Befreiung, für die waren wir aber Feinde. Da gab es erhebliche Verluste. Viele Zwangsarbeiter sind umgekommen.

Sie waren in einem Lager untergebracht?

Ja. Der Ort hieß Mantes-la-Jolie und wir waren gemeinsam mit der 28. Hundertschaft untergebracht. Das waren deutsche Schwerverbrecher, die »wehrunwürdig« waren, was die Beziehungen im Lager na-

türlich sehr schwierig gemacht hat. Dort war ich ein halbes bis dreiviertel Jahr lang.

Die OT war in Baufirmen unterteilt und meine hieß Strabag⁶. Diesen Namen kann man hier in der Gegend noch heute überall lesen. So habe ich immer die Freude, an diese Herrschaften erinnert zu werden. Die OT-Leute, die uns bewacht haben, waren vorwiegend Bauarbeiter, die nicht mehr in der Lage waren, bei der Wehrmacht zu dienen. Auf der Baustelle hat der zuständige Wachmann manchmal fünf Leute ausgewählt und die konnten dann in den Garten gehen und ein bisschen Obst klauen. Wenn der hörte, dass jemand kam, schoss er zwischen uns hoch und zielte so, dass keiner von uns etwas abkriegte.

Nicht alle waren so, ich möchte ein Beispiel nennen. Das war ziemlich am Anfang und für mich sehr eindrucksvoll. Angeblich wurden im Lager Waffen gefunden. Wir mussten antreten und abzählen. Jeder Zehnte musste vortreten und nach links abmarschieren und nach einer Viertelstunde hörte man es knallen. Da waren nette Kerle dabei, die ich auch direkt kannte.

Im Lager gab es auch einen Leipziger Jungen, der Thomaner⁷ war und der gerne mal wieder Orgel spielen wollte. Da wurde ich von meinen Kameraden nachts



Rabe 1937 als Schüler

heimlich losgeschickt und ich versuchte, mit dem französischen Priester im Ort zu verhandeln, damit der Ronald mal spielen kann. Das war natürlich äußerst gefähr-

lich und ging auch schief. Der Lagerführer hat das rausgekriegt und vermutete, dass ich mit der Résistance⁸ Verbindung gesucht habe. In der Nacht holte er mich

und vier andere raus und wir mussten uns an die Wand stellen zum Erschießen. Er war ziemlich betrunken und hätte auch geschossen. In deinem Kopf zieht in Millisekunden dein ganzes Leben an dir vorbei, danach bist du geistig eigentlich schon tot. Du hast keine Angst mehr, du bist nicht mehr du selbst. Da kam dann aber ein Wachmann und schrie ihn an: »Sie sind doch besoffen, was machen Sie da?« Und er knallte ihm die Maschinenpistole aus der Hand. Auch unter diesen Bedingungen waren nicht alle Wachleute miese Hunde.

Wie haben Sie die Befreiung erlebt?

Wir kriegten im Lager mit, dass die Amerikaner und Engländer in der Normandie gelandet waren.⁹ Unser Lager wurde geräumt und wir sollten nach Deutschland überführt werden. Also marschierten wir los in Richtung Paris.

Im Dom von St. Germain konnte ich dann mit Erlaubnis der Wachleute den katholischen Priester überreden, dass Ronald Bach spielen darf. Unter der Bedingung, dass keiner der Mönche die protestantische Musik hören durfte, gehörte der Dom dann uns. Wir standen oben an der Orgel und Ronald spielte Bach. Ich blickte runter in den Dom und da kam ein Mönch, zögerte und blieb stehen. Und dann kam der Nächste. Das war die Szene: Da oben so ein paar dreckige »Halbjuden«, unten die Mönche, die sich entgegen ihrem Glauben Bach anhörten, und draußen unsere Wachleute, die gar nicht wussten, was da drin wirklich passierte.

Wir sind nach Paris gekommen und wurden dann weiter gebracht, wobei ich miterleben musste, wie einige Résistancekämpfer erschossen wurden. Während des weiteren Marsches redeten wir immer lauter darüber, dass die Amerikaner nur noch wenige Kilometer hinter uns seien und was dann wohl mit den Wachleuten geschehen würde. Die Wachleu-

te, die ja wehrunfähige alte Bauarbeiter waren, kriegten Angst, sodass wir ihnen die Waffen aus der Hand gerissen haben. Es ist kein Schuss gefallen und die sind abgehauen.

Es entstand ein riesiges Durcheinander, alles flüchtete hin und her. Meine Kumpels gingen in ein verlassenes Wehrmachtslager und holten sich Uniformen. Ich bekam auch eine und stellte fest, dass es eine belgische SS¹⁰-Freiwilligen-Uniform war. Ich war jetzt also ein SS-Mann. Mit dem Ergebnis, dass die Panzerdivision 11 der SS mich aufgriff und nicht wusste, ob ich ein verstreuter Kamerad oder ein Deserteur war. Ich musste mich auf den Panzer setzen mit den Füßen vor dem Sehschlitze, sodass sie mich immer sehen konnten. Gott sei Dank gab es dann einen Fliegerangriff und diese tapferen deutschen Helden rissen aus.

Ich lief durch den Wald auf ein Dorf zu und da kam mir ein Gefreiter der Wehrmacht entgegen. Er guckte mich von oben bis unten an und sagte plötzlich in einem unverfälschten Sächsisch: »Du

bist doch Rabes Uli!« Das war ein Patient meines Vaters. Der packte dann Schokolade und Zigaretten aus und sagte: »In das Dorf gehst du nicht, da wimmelt es von SS.«

Mir wurde klar, dass ich so nicht rumlaufen konnte und ich stellte mich freiwillig. Jede Kontrolle wäre für mich der Tod gewesen. Ich habe dann einen Marschbefehl von der OT nach Frankfurt (Oder) bekommen und von dort dann einen Marschbefehl zurück nach Düsseldorf. So konnte ich auf der Rückreise zwei Stunden meinen Vater und meine Schwester besuchen.

Ich habe mich dann gemeldet und wurde ins Saargebiet geschickt. Dort mussten wir Panzersperren bauen. Ich erlitt eine Infektion und war nicht mehr arbeitsfähig. Also wurde ich auf der Baustelle hingelegt, es war noch Winter. Ab und zu kam ein Wachmann vorbei und trat mir in die Rippen, um festzustellen, ob ich noch am Leben war. Auf der Straße fuhren währenddessen Pferdewagen und ein Auto nach dem anderen vorbei.

»Ab und zu kam ein Wachmann vorbei und trat mir in die Rippen, um festzustellen, ob ich noch am Leben war.«

Deutsche Soldaten auf der Flucht. Da gelang es meinen Kumpels, mich auf einen dieser Wagen zu werfen und denen zuzuschreien, dass ich krank bin. Ich wurde in ein Feldlazarett gebracht und bei der Entlausung wurde festgestellt, dass ich Jude bin. Der Militärarzt entschied, mich erst gesund zu machen und mich dann zu übergeben. Nun hatte ich aber Glück und kam in ein Zimmer, wo Fallschirmspringer waren, die einen Marschbefehl für mich fälschten, mit dem ich aus dem Lazarett rauskam. So bin ich dann nach Wuppertal-Elberfeld gekommen und habe mich bei irgendeiner Baufirma der OT gemeldet und behauptet, ich sei Baukaufmann. Eines Tages wurde bei einer Kontrolle auch hier entdeckt, dass ich Jude bin. Die Wehrmacht wollte mich mitnehmen, aber mein Chef hat gesagt, ich müsse noch eine Abrechnung fertig machen, erst dann könne ich überstellt werden. Als die weg waren, schob er mir einen Marschbefehl über den Tisch in eine kleine Stadt im Saargebiet, wo ein Kessel der Amerikaner dabei war, sich zu schließen. Er sagte mir: »Du gehst da jetzt hin, da habe ich einen Kumpel, der will auch in die amerikanische Gefangenschaft.« Ich bin in den Kessel herein-

»Das war die Kapitulation. Ich stand am Stacheldraht und war gerade 18 Jahre alt.«

gekommen und habe auch seinen Freund gefunden. Und einige Tage später marschierten die Amerikaner ein. Da kam in dem Ort Panik auf und die Landser flohen alle. Wir waren natürlich glücklich, dass wir es geschafft hatten und liefen fröhlich durch den Ort. Zwei Leute in so einer komischen Uniform, die die Amerikaner nicht kannten. Die haben den Soldaten natürlich nicht nur die Waffen abgenommen, sondern auch Souvenirs, die Armbanduhren, das Geld. Wir wurden also untersucht. Ich hatte danach weder Schuhe, noch Knöpfe, noch meinen Gürtel. Aber ich hatte die Freiheit! Ich war nicht mehr die Nummer 1959. Ich war jetzt Kriegsgefangener, aber ich hatte die Genfer Konvention¹⁴. Ich war wieder ein Mensch! Die Amerikaner haben mich erst mal wie einen normalen Kriegsgefangenen behandelt. Später kam ich in ein Lager nach Ludwigshafen. Und dort habe ich dann eines Tages erlebt, wie die amerikanischen Soldaten rumtanzten und in die Luft schossen wie die Wilden. Das war die Kapitulation. Ich stand am

Stacheldraht und war gerade 18 Jahre alt.

Ich kam in ein englisches Entlassungslager in Heilbronn. Da haben wir gehungert und Gras gegessen, um durchzukommen. Viele haben sich das Leben genommen von den Landsern, viele sind auch verhungert. Der englische Kommandeur hatte festgelegt, dass die deutschen Offiziere im Lager zu grüßen seien. Das habe ich nicht gemacht und wurde zu ihm geschleppt. Da habe ich ihm meine Geschichte erzählt und erklärt, dass ich keinen deutschen Offizier grüße. Da hat er mich ins eigentliche Entlassungslager geschickt. Dort wurden wir langsam an Essen gewöhnt und schließlich wurde ich entlassen. Ich habe meine Lebensmittelkarten gegen Schnaps verknoppt und so bin ich über die Grenze in die Sowjetische Besatzungszone gekommen. Mit dem Schnaps habe ich die russischen Soldaten bestochen. Ich war zu Fuß unterwegs. Ab und zu kam mal ein voll beladener Zug. Wohin der fuhr, wusstest du nicht. Du fuhrst einfach irgendwohin mit, und da wird dann auch

einer kommen, der irgendwohin fährt. Das habe ich gemacht und so kam ich dann irgendwann nach Hause und sah meine Familie wieder. Das heißt einen Teil meiner Familie. Wir saßen am Kamin zusammen und da erfuhr ich, wer überlebt hatte. Meine Mutter und mein Bruder waren schon wieder zu Hause, ich war der Letzte.

Wie erging es Ihrer Familie?

Mein Bruder, der drei Jahre älter war als ich, ist auch im Rahmen der OT nach Thüringen gekommen, wo die unterirdischen Fabriken zur Produktion der V15 gebaut wurden. Meine Schwester war fünf Jahre jünger als ich, sie war also noch ein Kind und blieb bei Vater. Mutter kam mit dem letzten Transport nach Theresienstadt¹², das war 1945. Ich war der Erste der Familie, der deportiert worden ist.

Und Ihre Mutter wurde, obwohl sie Jüdin war, bis 1945 geschont?

Ja, Ehen zwischen »Ariern« und Juden galten als geschützte Ehen, wenn Kinder da waren, die christlich erzogen wurden. Aber auch diese Leute wurden später depor-

tiert. Vater hat ihr heimlich Zyankali besorgt, damit sie, wenn es schlimm kommt, selbst entscheiden konnte. Sie kam nach Theresienstadt und fragte dort nach ihren Eltern, die schon früher dorthin deportiert worden waren. Sie erfuhr nur, dass sie tot waren. Da sie gelernte Krankenschwester war, wurde sie in die Krankenstation gebracht. Als die Front immer näher kam, wurde ja das Lager Auschwitz¹³ geräumt und die Transporte kamen zurück. Wenn der Wachmann das Tor aufmachte, flogen da gleich die Leichen raus, die noch zwischen den Lebenden standen. Die mussten dann meine Mutter und die anderen Schwestern wegtragen. Die waren alle infiziert vom Fleckfieber. Sie hatten natürlich keinerlei hygienischen Schutz, sodass meine Mutter auch Fleckfieber bekam. Die Übernahme des Lagers durch die Rote Armee und auch die Übergabe an das Internationale Rote Kreuz erlebte sie im Koma. Sie wurde dann wieder gesund und hat noch einige Jahre gelebt.

Was ist mit Ihren Großeltern geschehen?

Die Nazis haben den Großeltern angeboten, einen Heimvertrag zu kaufen. Das

heißt, sie konnten sich einkaufen für ein Heim in einer Stadt, wo sie von allen Verfolgungen und Diskriminierungen geschützt waren. So wurden die beiden 1942 von Breslau ins Kloster Grüssau¹⁴ in Niederschlesien gebracht. Ein Kuraufenthalt wurde ihnen versprochen.

Dann kamen sie nach Theresienstadt und wurden getrennt. Das war eine Zeit, in der sehr viele Juden aus Deutschland deportiert wurden und die Kasernen überfüllt waren. Unter den katastrophalen Bedingungen dort ist Großvater gestorben. Die Todesurkunde habe ich heute. Von der Oma weiß ich nichts Genaues, aber sie muss wahrscheinlich Ende '42 oder Anfang '43 gestorben sein.

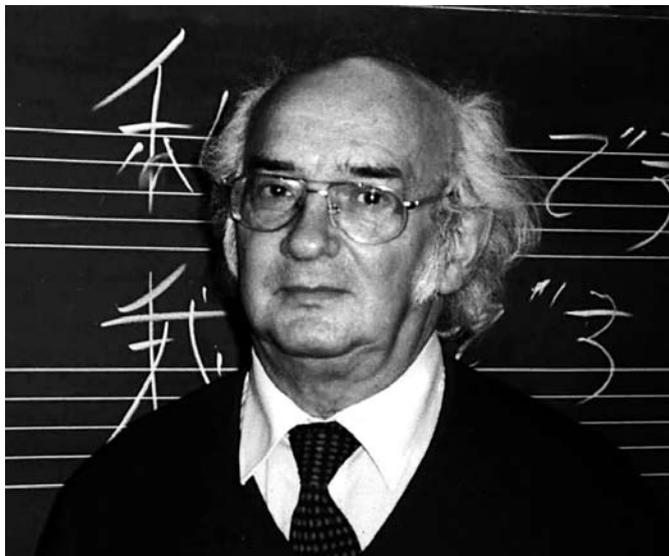
Und Ihrem Vater ist nichts geschehen?

Sie konnten nicht! Die Stadt wurde versorgt von drei Ärzten. Und die beiden Kollegen waren beim Militär. Er versorgte also alleine ein Gebiet mit einem Durchmesser von 30 Kilometern. Deshalb brauchten sie ihn. Er war ja »Arier« aber er hat die Forderungen, dass er sich scheiden lässt von der Jüdin, immer abgelehnt.

Wie erging es Ihnen nach dem Krieg?

Uns war klar, dass wir die Verpflichtung hatten, alles zu tun, dass so etwas nie mehr passieren kann. Also sind wir in die SPD eingetreten. Natürlich war ich hochwillkommen. Ich hatte ein Abitur, dazu war ich ein ausgewiesener Antifaschist. Plötzlich war ich ein gefragter Mann. Erstmals wurde ich von der SPD in die Kommission gesteckt, die zu entscheiden hatte, wer als Opfer des Faschismus anerkannt wird. Das war schwierig: Es kamen Leute, die erzählten uns ganz genau, wie das Lager aussah, die kannten das Lager wunderbar, weil sie Wachen waren und Häftlingsuniformen geklaut hatten.

Ich habe dann Maschinenbau studiert und nach dem Studium kam ich nach kurzer Zeit in das Ministerium für Schwerindustrie. Dann wollte ich promovieren und bewarb mich in Unterwellenborn bei einem Institut für Roheisenerzeugung. Ich wurde vom Leiter, Prof.



Rabe heute

Säuberlich, empfangen und der sagte: »Herr Rabe, ich habe gehört, sie waren im Konzentrationslager.« Da antwortete ich: »Jawohl, Herr Professor, das war ich.« Er erwiderte: »Dann möchte ich Ihnen mitteilen, das war ich auch, allerdings einige Zeit später. Ich war in Buchenwald¹⁵ und zwar unter der kommunistischen Regierung!« Der war Gaudozentenführer von Sachsen, also ein hoher Nazi, und wurde dann von den Sowjets nach Buchenwald

gebracht, die das Lager für die Nazis genutzt haben. Im Zuge der Entnazifizierung¹⁶ bekamen die Leute eine Strafe und wenn die erledigt war, waren sie gleichberechtigte Bürger der DDR.

Ich habe dann meine Promotion dort nicht begonnen. Später, in den 1960er Jahren wurde ich Leiter eines Forschungsinstituts in Leipzig mit 300 Ingenieuren und da waren natürlich auch solche Jungs dabei. Ich hatte als Direktor die strikte Anweisung, dafür zu sorgen, dass die das im Institut nicht zu spüren bekommen. Wenn irgendetwas vorfiel, musste

ich den Nazi schützen.

Von 1973 bis 1977 war ich Wissenschaftsattaché an der Botschaft der DDR in Tokio. Ich durfte nur mit Diplomaten anderer Länder verkehren, die von der DDR anerkannt wurden. Und damals gab es ja keine diplomatischen Kontakte zwischen Israel und der DDR. Eines Tages wurde ich zum Start eines japanischen Raumschiffs eingeladen und wir Diplo-

maten sind mit dem Bus hingefahren. Der Wissenschaftsattaché der israelischen Botschaft setzte sich neben mich und sprach mich auf Deutsch an. Er war ein emigrierter Jude aus Deutschland und sagte mir: »Unser Geheimdienst hat eine Untersuchung aller diplomatischen Vertreter Deutschlands gemacht.« Bei den Botschaften der BRD sei kein Einziger in einer führenden Stellung, der Jude oder Opfer des Faschismus war. Das waren die alten Nazidiplomaten. »Und über dich«, sagte er, »weiß ich mehr als du selber.«

Später war ich Hochschullehrer in Warnemünde. 1986 bin ich in Rente gegangen und nachdem ich meine Abschiedsvorlesung gehalten hatte, wurde ich stellvertretender Vorsitzender im Bezirkskomitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer. Ich setzte mich dort für die Interessen der russisch Verfolgten ein. In der DDR gab es ja die starke Tendenz, Antifaschismus auf den kommunistischen Widerstand einzuengen. Und bei einer Tagung der Bezirkschefs in Berlin sagte ein Bekannter des Vorsitzenden der VVN⁴⁷ zu mir: »Was willst du eigentlich hier, du bist doch nur ein russisch Verfolgter.« Das hat wehgetan. Es gab auch unter Kommunisten einen ausgewachsenen proleta-

rischen Antisemitismus. Viele empfanden die Juden als Klassenfeind, die die Banken und die Kaufhäuser hatten.

Nach der Wende habe ich an der Volkshochschule Japanisch und Italienisch unterrichtet. Dazu habe ich mich antifaschistisch engagiert und die VVN in Mecklenburg mit aufgebaut.

Begegnen Ihnen im Alltag in Dierhagen irgendwelche antisemitischen Vorurteile?

Nein, im Alltag nicht. Aber es gibt hier im Ort eine Geschichtskommission. Die hat sich mit der Geschichte eines Japaners beschäftigt, der 1912 in Berlin Musik studiert und hier in Dierhagen eine Sinfonie geschrieben hat. Darüber bin ich mit der Kommission in Kontakt gekommen und habe denen gesagt: »Hört mal zu, wenn wir mit dieser Geschichte fertig sind, dann müssen wir uns aber auch mit der Geschichte des Dorfes während des Nationalsozialismus beschäftigen.« Denn das war hier ja fast alles jüdisches Eigentum, das »arisiert«¹⁸ wurde. Die haben gesagt, ja, das sei ein Thema. Aber seit zwei Jahren: absolutes Schweigen im Walde. Der Bürgermeister hat mich damals gebeten, die

»Wenn du das Lager verlassen hast, ist das Stigma noch lange nicht verschwunden.«

Judenfrage bitte nicht zu berühren. Mir tut hier keiner was, die sind alle lieb zu mir, aber von der Judengeschichte will niemand etwas hören. Scheußlich!

Wann haben Sie das erste Mal die Ausmaße des Holocaust realisiert?

Erst nach dem Krieg. Als ich zu Hause war und erfuhr, was geschehen war. 16 oder 17 Verwandte haben die Nazis umgebracht. Der Umfang des Holocaust wird dir eigentlich erst sukzessive bewusst durch das Gespräch mit Überlebenden.

Und eine Bemerkung darf ich vielleicht noch machen: Den Begriff Holocaust lehne ich ab. *holocaustos* ist aus dem Griechischen und heißt Brandopfer, wörtlich übersetzt heißt es »vollständig verbrannt«. Der Priester verbrennt das Opfer vollständig, sodass es hinterher nicht mehr gegessen werden kann. So erlangt er das Wohlwollen der Götter. Das heißt, die

Nazis sind die Priester, der liebe Gott da oben billigt den Massenmord und wir Juden sind nur das Stück Vieh, das verbrannt wird. Das Wort ist durch einen amerikanischen Film verbreitet worden. Die Juden sagen dazu Shoah¹⁹ und das scheint mir der richtige Ausdruck zu sein.

Wenn du das Lager verlassen hast, ist das Stigma noch lange nicht verschwunden. Du bist und bleibst der Halbjude. Ich hatte ja überhaupt keine Beziehung zum Judentum. Durch die Nazis wurde ich zum Halbjuden gemacht. Das hat mein Leben geprägt und auch meine Haltung. Das war eine dermaßen schlimme Sache, dass Leute vernichtet wurden aus Gründen, die sie überhaupt nicht zu vertreten hatten. Das gilt auch für die Sinti und Roma und die »Behinderten«. Das ist mein Credo: alles zu tun, dass das nicht wieder vorkommt.

Das Interview wurde am 13.12.2012 in Dierhagen geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 Die **HITLERJUGEND (HJ)** WAR DIE JUGEND- UND NACHWUCHSORGANISATION DER NSDAP UND AB 1933 DER STAATLICHE JUGENDVERBAND. MÄNNLICHE MITGLIEDER WURDEN ALS **HITLERJUNGEN** BEZEICHNET.

IM MITTELPUNKT STAND DIE IDEOLOGISCHE SCHULUNG UND KÖRPERLICHE ERTÜCHTIGUNG DER JUGEND.

2 DURCH DIE »NÜRNBERGER RASSEGESETZE« VON 1935 WURDE AUF GRUNDLAGE DER PSEUDOWISSENSCHAFTLICHEN RASSENTHEORIE DER NAZIS FESTGELEGT, WER IN WELCHEM MASS ALS JUDE ODER »JÜDISCHER **MISCHLING**« BZW. »**HALBJUDE**« ZU GELTEN HATTE.

3 DIE PROPAGANDISTISCH ALS **KRISTALLNACHT** BEZEICHNETEN POGROME IN DER NACHT VOM 9. AUF DEN 10. NOVEMBER 1938 STELTEN DEN ÜBERGANG VON DER DISKRIMINIERUNG ZUR SYSTEMATISCHEN VERFOLGUNG UND VERNICHTUNG DER JÜDINNEN UND JUDEN IN DEUTSCHLAND DAR. NAZIS IN UNIFORM UND IN ZIVIL ZERTRÜMMERTEN DIE SCHAUFENSTER JÜDISCHER GESCHÄFTE, DEMOLIERTEN WOHNUNGEN, MISSHANDELTE MENSCHEN UND ZÜNDETE SYNAGOGEN AN. WAHREND DER NOVEMBERPOGROME WURDEN MEHR ALS 1.300 MENSCHEN GETÖTET, ÜBER 1.400 SYNAGOGEN ODER GEBETSHÄUSER WURDEN ZERSTÖRT. AM 10. NOVEMBER WURDEN MEHR ALS 30.000 JÜDISCHE MÄNNER IN KONZENTRATIONSLAGER VERSCHLEPPT.

4 DIE NAZIS UNTERSCHIEDEN ZWISCHEN VERSCHIEDENEN »**MISCHEHEN**«, BEI DENEN HINSICHTLICH DER ANTISEMITISCHEN DISKRIMINIERUNG UND DES GESELLSCHAFTLICHEN AUSSCHLUSSES ZUM TEIL AUSNAHMEREGLUNGEN GALTEN. UMGANGSSPRACHLICH WURDEN DIESE ALS »PRIVILEGIERTE« GEGENÜBER DEN »NICHTPRIVILEGIERTEN MISCHEHEN« BEZEICHNET.

5 DIE **ORGANISATION TODT (OT)** WAR EINE QUASI MILITÄRISCH ORGANISIERTE BAUTRUPPE, DIE DEN NAMEN IHRES FÜHRERS FRITZ TODT TRUG. SIE WURDE VOR ALLEM FÜR BAUMASSNAHMEN IN DEN VON NAZIS BESETZTEN GEBIETEN EINGESETZT. AB 1943 BAUTE SIE DIE ABSCHUSSRAMPEN DER **V1-RAKETEN**. AB HERBST 1944 WURDEN 10.000-20.000 »HALBJUDEN« UND PERSONEN, DIE MIT JÜDINNEN ODER JUDEN VERHEIRATET WAREN, IN SPEZIALABTEILUNGEN ZWANGSREKRUTIERT UND IN OT-LAGER VERBRACHT. ENDE 1944 VERFÜGTE DIE OT ÜBER 1.360.000 ARBEITSKRÄFTE, DAVON NUR NOCH 14.000 »WEHRUNTAUGLICHE« DEUTSCHE. DIE RESTLICHEN ARBEITSKRÄFTE WAREN MEHRHEITLICH ZWANGSARBEITER_INNEN, KRIEGSGEFANGENE UND 22.000 KZ-HÄFTLICHE.

6 **STRABAG** IST EIN ÖSTERREICHISCHES BAUUNTERNEHMEN. WAHREND DES NS WAR DAS UNTERNEHMEN AN VIELEN STRASSENBAUPROJEKTEN UND BAUVORHABEN BETEILIGT UND SETZTE DABEI ZWANGSARBEITER_INNEN EIN. HEUTE IST ES BÖRSENNOTIERT UND EINES DER GRÖSSTEN BAUUNTERNEHMEN EUROPAS.

7 DER **THOMANERCHOR** IST EIN CHRISTLICHER KNA-BENCHOR AUS LEIPZIG.

8 DIE **RÉSISTANCE** IST EIN SAMMELBEGRIFF FÜR DIE FRANZÖSISCHEN UND BELGISCHEN WIDERSTANDSBEWEGUNGEN GEGEN DEN DEUTSCHEN UND ITALIENISCHEN FASCHISMUS IM 2. WELTKRIEG.

9 AM 6. JUNI 1944 LANDETEN DIE WESTLICHEN **ALLIIERTEN** IN DER FRANZÖSISCHEN NORMANDIE. DAMIT

WURDE DIE ZWEITE FRONT DER ANTI-HITLER-KOALITION ERÖFFNET. BEI DER **INVASION** VERLOREN RUND 12.000 ALLIIERTE SOLDATEN IHR LEBEN.

10 DIE **SCHUTZSTAFFEL (SS) DER NSDAP** WURDE 1925 ALS SAALSCHUTZ DER NSDAP VON ADOLF HITLER GEGRÜNDET UND 1934 ZU EINER EIGENSTÄNDIGEN ORGANISATION DER NSDAP ERHOHEN. AB 1934 WAR SIE FÜR DEN BETRIEB DER KONZENTRATIONSLAGER VERANTWORTLICH. DIE SS WAR DAS WICHTIGSTE TERROR- UND UNTERDRÜCKUNGSORGAN DES NS-REGIMES UND WAR MASSGEBLICH AN DER PLANUNG UND DURCHFÜHRUNG DES HOLOCAUST UND WEITERER NS-KRIEGSVERBRECHEN BETEILIGT.

11 DIE **GENFER KONVENTIONEN** SIND ZWISCHENSTAATLICHE ABKOMMEN UND TEIL DES HUMANITÄREN VÖLKERRECHTS. SIE ENTHALTEN FÜR DEN FALL EINES KRIEGES REGELN FÜR DEN SCHUTZ VON PERSONEN, DIE NICHT AN DEN KAMPFHANDLUNGEN TEILNEHMEN. HIERZU ZÄHLEN AUCH KRIEGSGEFANGENE.

12 NACH DER ERZWUNGENEN EINGLIEDERUNG TSCHSCHISCHER GEBIETE ALS »PROTEKTORAT BÖHMEN UND MÄHREN« IN DAS DEUTSCHE REICH WURDE IN DER DORT GELEGENEN STADT TEREZIN 1941 DAS **KZ THERESIENSTADT** ERRICHTET. BIS 1943 WURDEN ETWA 73.500 MENSCHEN UND SOMIT FAST DIE GESAMTE JÜDISCHE BEVÖLKERUNG DES »PROTEKTORATS« NACH THERESIENSTADT DEPORTIERT. ES DIENTE VOR ALLEM ALS SAMMEL- UND DURCHGANGSLAGER FÜR DIE DORTIGE JÜDISCHE BEVÖLKERUNG. ABER AUCH ZEHNTAU-

SENDE DEUTSCHE JÜDINNEN UND JUDEN, VOR ALLEM ÄLTERE PERSONEN, WURDEN NACH THERESIENSTADT DEPORTIERT. OBWOHL DAS LAGER DER NS-PROPAGANDA ALS »ALTERSGHETTO« DIENTE UND AUSLÄNDISCHEN BESUCHER_INNEN ZEITWEILIG ALS »JÜDISCHE MUSTERSIEDLUNG« VORGEFÜHRT WURDE, STARBEN DORT UNZÄHLIGE MENSCHEN AN HUNGER UND KRANKHEITEN. ZEHNTAUSENDE WURDEN NACH KURZEM AUFENTHALT NACH AUSSCHWITZ DEPORTIERT UND DORT ERMORDET.

13 DER LAGERKOMPLEX **AUSCHWITZ** WURDE IM JAHR 1940 VON NS-DEUTSCHLAND IM ANNEKTIERTEN POLEN IN DER NÄHE DER IN AUSCHWITZ UMBENANNTEN STADT OŚWIĘCIM ERRICHTET. ES BESTAND AUS DREI KONZENTRATIONSLAGERN, DARUNTER DAS GRÖSSTE VERNICHTUNGSLAGER AUSCHWITZ-BIRKENAU. DANEBEN BESTANDEN NOCH EINE VIELZAHL VON NEBEN- ODER AUSSENLAGERN IN DER REGION. BIS ZUR BEFREIUNG WURDEN DORT ÜBER 1,1 MILLIONEN MENSCHEN ERMORDET.

14 DAS **KLOSTER GRÜSSAU** LIEGT IM ORTSTEIL KRZESZÓW DER POLNISCHEN GEMEINDE KAMIENNA GÓRA. NACH DER BESCHLAGNAHMUNG IM SEPTEMBER 1940 DIENTE ES VORERST ALS DURCHGANGSLAGER FÜR »VOLKSDEUTSCHE«. SPÄTER WURDEN INSBESONDERE SCHLESISCHE JUDEN UND JÜDINNEN INTERNIERT, EHE SIE MEIST IN DAS KZ THERESIENSTADT KAMEN.

15 DAS **KZ BUCHENWALD** WAR EINES DER GRÖSSTEN KONZENTRATIONSLAGER AUF DEUTSCHEM BODEN. ES WURDE ZWISCHEN 1937 UND 1945 BEI WEIMAR ALS ARBEITSLAGER BETRIEBEN. INSGESAMT WAREN IN DIE-

SEM ZEITRAUM ETWA 250.000 MENSCHEN AUS ALLEN LÄNDERN EUROPAS IM KZ BUCHENWALD INHAFTIERT. DIE ZAHL DER TODESOPFER WIRD AUF ETWA 56.000 GESCHÄTZT. NACH DER BEFREIUNG DES KONZENTRATIONSLAGERS ÜBERNAHM DIE SOWJETISCHE MILITÄRADMINISTRATION DAS LAGER UND NUTZTE ES VON 1945 BIS 1950 UNTER DEM NAMEN ALS INTERNIERUNGSLAGER.

16 ALS **ENTNAZIFIZIERUNG** WIRD DIE AB JULI 1945 UMGESETZTE POLITIK DER VIER SIEGERMÄCHTE BEZEICHNET, DIE DARAUF ABZIELTE, DIE DEUTSCHE UND ÖSTERREICHISCHE GESELLSCHAFT VON ALLEN EINFLÜSSEN DES NS ZU BEFREIEN. DIE BESATZUNGSMÄCHTE GINGEN DABEI UNTERSCHIEDLICH KONSEQUENT VOR. SO KONNTEN IN DER BRD VIELE EHEMALIGE NAZIS IHRE KARRIEREN FORTFÜHREN. IN DER DDR NAHMEN VIELE EHEMALIGE WEHRMACHTSOFFIZIERE IN DER NATIONALEN VOLKSARMEE HÖHERE RÄNGE EIN. VEREINZELT MACHTEN NAZIS AUCH IM ZIVILEN BEREICH KARRIERE.

17 DIE **VEREINIGUNG DER VERFOLGTEN DES NAZIREGIMES – BUND DER ANTIFASCHISTINNEN UND ANTIFASCHISTEN (VVN-BdA e.V.)** WURDE 1947 ALS VVN GEGRÜNDET.

18 UNTER DEM BEGRIFF »**ARISIERUNG**« BETRIEB DAS NS-REGIME EINE ENTEIGNUNG INSBESONDERE VON JÜDINNEN UND JUDEN.

19 DAS HEBRÄISCHE WORT **SHOAH** BEDEUTET ÜBERSETZT ETWA KATASTROPHE, UNTERGANG ODER ZERSTÖRUNG.

ANNA ELŻBIETA SZELEWICZ:

»Majdanek – das war der Sinn, warum wir kämpfen! Damit diese verdammte Hitlersche Maschinerie zerschlagen wird!«

Aнна Elżbieta Szelewicz wird am 12.02.1925 in Wólka Sobieszynska als Anna Pawłowicz geboren. »Hania«, wie sie genannt werden möchte, stammt aus einer Intelligenzija-Familie. Der Vater Aleksander Pawłowicz arbeitet als Oberförster in dem Privatforst einer Herzogin. Ihre Mutter Elżbieta arbeitet zu Hause. Die Familie lebt in Józefin, unweit des Shtetl Łapy in der Białostockie-Region im heutigen Ost-Polen.

Aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes wird Polen in ein von der Wehrmacht besetztes Westpolen sowie ein von der Roten Armee besetztes Ostpolen aufgeteilt. Die 14-jährige Szelewicz wird am 10. Februar 1940



Szelewicz 1945

vom NKWD¹ ohne ihre Eltern zusammen mit ihren Schwestern, ihrem Bruder und der Großmutter nach Irkutsk in Sibirien verschleppt, wo sie u.a. als Holzverarbeiterin in der Taiga arbeiten muss. Nach der Amnestie der verschleppten Pol_innen tritt sie der in der Sowjetunion formierten 1. Polnischen Armee bei. Zusammen mit der 2. Polnischen Armee kämpft diese an der Seite der Roten Armee gegen den Faschismus und nimmt u.a. an der Befreiung Berlins und Dresdens teil. Szelewicz kämpft als Meldegängerin/Funkerin im 2. Leichten Artillerie-Regiment der 2. Infanterie-Division an vorderster Front und wird mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt.

Erinnern Sie sich aus der Zeit vor dem Krieg an Situationen, wo Sie über das damalige Polen nachdachten?

Wir wohnten ja in der Bialostockie-Region, die Grenze war nicht weit. Ich hab's ja genau gesehen, was in den »Gesindehäusern« vor sich ging. Dort war die Ungerechtigkeit überwältigend. Wir bezogen mit meinen Eltern das gesamte Jahr fünf Zimmer. In den »Gesindehäusern« wohnten die Landknechte mit der ganzen Familie in einem Raum, in einer Küche mit einem Alkoven².

Wie haben Sie den Kriegsausbruch erlebt?

Als der Krieg ausbrach, war ich ja erst 14 Jahre alt, die Ordnung brach zusammen. Das Mittagessen oder das Frühstück war nicht mehr zur gewohnten Zeit. Alle waren nervös. Mutter sagte: »Hanka lauf und bring Stroh, wir müssen den Keller auslegen, um dort Sachen zu verstauen«. Ich rannte also zu dem Haufen und dachte mir: »Gott lass es endlich Krieg sein, weil das nicht auszuhalten ist«. Ich habe mich in der Verbannung in Sibirien daran zurück erinnert, manch-

mal denke ich auch heute darüber nach.

Als erstes kamen irgendwelche Panzer mit weißen Kreuzen. Wir wussten nicht, wer die sind. Wir hatten lange ein Radio zu Hause, aber dass Panzer in Polen eingefahren sind, hatten sie nie gesagt. Nur dass wir »stark, eng, bereit«³ sind. Ich habe damals noch immer daran geglaubt, wie stark wir sind.

Ich lief mit meiner Schwester auf die Landstraße und wir winkten ihnen sogar zu. Ich hätte nie im Leben gedacht, dass es Deutsche sind. Erst als so ein Wehrmachtsgespann mit drei Offizieren bei uns vorfuhr und nach einem Frühstück verlangte, verstand ich, dass es Deutsche sind. Sie wollten unseren Hund Tropic erschießen, weil er fürchterlich auf sie bellte.

Wie erlebten Sie den Herbst nach dem Einmarsch der sowjetischen Streitkräfte in Polen?

Die Deutschen zogen bald darauf weg. Zwei Wochen lang war keiner da. Alles herrenlos. Dann kamen die russischen Soldaten. Das war der 17. oder 18. September 1939. Zuerst kamen sie auf Pferden in Pelzmänteln und Mützen, wir waren

gerade mit der Kartoffelernte beschäftigt und erschraken. Wir liefen in den Keller, weil etwas fürchterlich röchelte. Aber das war ein »Panzer«. So einen habe ich in meinem ganzen Leben nie gesehen und auch nach dem Krieg nicht mehr. Er war lustig, so ein »Gott-sei-ihm-gnädig« Panzer. Danach fuhren sie weg und wieder war keiner da.

Am dritten oder vierten Tag wurde mein Vater und Bruder verhaftet. Sie kamen am frühen Morgen, als unser Kindermädchen Irena gerade den Milchbrei für meine kleine Schwester Elzbieta kochte. Ich musste beim Dreschen des Getreides mithelfen. Ich wusste aber nicht wie und hatte fürchterliche Blasen auf den Händen, die bluteten. Dann musste ich ein Pferd im Göpelwerk⁴ führen. So begann ich als gerade mal 14 Jahre altes Mädchen ein Erwachsenenleben.

Warum wurden Ihr Vater und Ihr Bruder verhaftet?

Keiner sagte, warum und weshalb. Beide wurden mitgenommen und ich erinnere mich, dass wir nach Piotrków fuhren, weil dort der Stab der sowjetischen Armee war. Wir fragten nach ihnen. Natürlich

wussten sie es nicht. Ich weiß bis heute nicht, warum sie Vater verdächtigten. Sie haben alle Intelligenz verschleppt und fertig. Alle Gutsherren wurden verhaftet, der Gemeindevorsteher. Das war eine Säuberung.

Der 10. Februar 1940 um 5 Uhr morgens war ein tragischer Tag. Ins Zimmer kamen fünf Männer, ein russischer Soldat und Polen mit roten Armbinden. Unter ihnen war auch Michał Pieczór, mit dem ich den Bruder unseres Kindermädchens Helena zur Taufe getragen hatte. Meine Mutter war nicht zu Hause, als wir nach Sibirien⁵ verschleppt wurden. Mama hat sich dann selbst an das NKWD gewandt und gesagt: »Nehmt mich bitte dorthin, wo meine Kinder sind«. Sie wurde dann deportiert, aber nicht nach Irkutsk, wo wir waren, sondern nach Suchobezwodnaja in der Gorkowskaja Oblast (heute Kostromskaya Oblast). Dort war sie fast acht Monate lang. Bis heute verstehe ich nicht, welchen Sinn das hatte, uns nach Sibirien zu bringen. Und das alte Großmütterchen? Sie starb in Sibirien. Ich frage: Wofür?

Haben Sie in Sibirien von dem Krieg in Europa etwas mitbekommen?

Diese Themen wurden nicht berührt. Wir wussten eher schlecht als recht, was eigentlich passiert. Nur wir und die Baracke. Die Wanzen, das war etwas Fürchterliches. Ich hatte nur eine höllische Sehnsucht nach meinem Land. Wisst Ihr, das war schrecklich, denn für ein junges Mädchen, die zu Hause im Geiste eines großen Patriotismus erzogen wurde, war das entsetzlich. Täglich

»Wenn nicht diese Menschen dort gewesen wären, dann wären wir nicht am Leben.«

sehr harte physische Arbeit. Das Essen: Gott sei uns gnädig. Es hieß »bałanda«, das war Mehl auf heißes Wasser geworfen ohne ein Gramm Fett. Wisst Ihr, es ist schwierig, über meine Gefühle zu sprechen. Das muss man in dem Moment erleben, dort in Sibirien. Ich bin nicht in der Lage, euch das so zu erzählen, damit ihr das versteht. Das war tief in der Taiga.

Wie war das Verhältnis der russischen Bevölkerung zu Ihnen?

Ein sehr herzliches. Wenn diese Menschen dort nicht gewesen wären, dann wären wir nicht am Leben. Die wurden ja auch irgendwann mal aus der Ukraine und anderswo verschleppt. In den ersten Tagen in Sibirien habe ich noch nicht gearbeitet. Erst nach einem Monat. Ich musste mich ja um meine kleinen Schwestern Teresa und Elżbieta kümmern. Ich habe Hafer aus dem Stall gestohlen und daraus Nudeln gemacht. Teresa hat das noch irgendwie gegessen, aber Elżbieta nicht. Sie hungerte. Das war fürchterlich. Meine ältere Schwester Marysia brachte die kleine Elżbieta ins Krankenhaus. Eines Tages, es war der 31. Mai 1940, lief ich direkt von der Arbeit ins Krankenhaus. Elżbieta lag ruhig da, aber ihre wunderschönen schwarzen Augen, die gleichen wie die von Mutter, glitzerten ungewöhnlich. Als sie mich sah, sagte sie: »Mutti ist böse, warum hat sie uns hierher gebracht? Ich werde Mutti nicht mehr wiedersehen.« Als ich Marysia holte und zurückkam, fanden wir unser Schwestern nicht mehr wieder. Sie war schon in dem Leichenkeller.

Wann wurden die Pol_innen amnestiert?

Es war im August 1941, als sie uns sagten, dass wir jetzt frei sind, dass wir eines Tages nach Hause zurückkehren werden. Und dass wir nun in einer völlig anderen Beziehung zu den Russen stehen, nicht mehr als Feinde. Da hörte ich zum ersten Mal durchs Megaphon wieder die polnische Nationalhymne. Ich werde das nie vergessen. Diese Sehnsucht nach dem eigenen Land. Aber nicht nach dem Land im Sinne von ganz Polen, sondern nach



Szelewicz im Jahr 1945 bei einer Feier des Regiments mit Befehlshabern der Batterie

Józefin, nach unserem Familien-Haus.

Nach der Amnestierung⁶ konnten wir uns schon frei bewegen. Dann gab es die General-Anders-Armee und die Jungs wurden einberufen. Mein Bruder meldete sich wie viele andere. Aber wir wurden mehr bewacht als sonst und die Russen wurden misstrauisch, als General Anders das polnische Militär aus der Sowjetunion evakuierte, anstatt mit der Roten Armee gegen die Deutschen zu kämpfen.

Wie war das für Sie, als Sie sich zum Militär meldeten?

Wir tobten vor Freude. Meine Mutter, die inzwischen nach Irkutsk verlegt wurde, sagte kein Wort zu uns. Dann sahen wir auf die Uhr, wir hätten abfahren müssen zur Sammelstelle und Mutter sagte: »Auf geht's, wir gehen.« Sie löste alle Bezugsscheine ein, kaufte allen Brot und ich bekam von einer Russin kleine Gläschen Honig mit auf den Weg geschenkt. Ich werde das nie vergessen. Die Waggonen fuhren ein und Mutter ging immer hinter uns, hielt mich und Marysia am Arm fest. Sie sagte kein Wort. Ein Soldat rief »In die Waggonen!«, Mutti warf sich



Szelewicz 1944 bei einem Gespräch mit dem Hauptmann und ihrem späteren Ehemann Ludgard Szelewicz

auf uns und schrie »Ich lasse Euch nicht los!« Aber mit was für einer Stimme! Wir wussten schon, dass es in den Krieg geht und nicht in den Urlaub. Wir stiegen in die Waggonen und sangen »Wir verlassen die Erde nicht, aus der wir stammen«⁷, wir hörten das Geschrei der weinenden Mütter auf dem Bahnsteig. Augenblicklich wurde es still. Keiner sagte auch nur ein Wort in den Viehwaggonen. Als wir ausstiegen, taten uns alle Knochen weh, wir schiefen ja auf den Holzböden. Es gab nicht einmal Heu in den Waggonen. Und dieses Wetter! Es war Mai oder Juni, wir erreichten dann Sjelce an der Oka.

Fühlten Sie sich gleichberechtigt in der Armee voller Männer?

Völlig gleichberechtigt. Absolut. Ich war dabei in einer Männereinheit, dem 2. Leichten Artillerie-Regiment der 2. Infanterie-Division der 1. Polnischen Armee. Die Frauen-Soldaten⁸ in dem Frauen-Bataillon »Emilia Plater« – das war etwas anderes, da gab es ja ganze Frauen-Einheiten.

Wann haben Sie zum ersten Mal gemerkt, dass der Krieg gegen den Faschismus kein gewöhnlicher Krieg ist?



Szelewicz bei Ihrem Besuch in Berlin im Mai 2012

So richtig verstanden habe ich das mit dem Faschismus erst, als wir mit der Front der polnischen Grenze näher kamen und dort mit Menschen sprachen, insbesondere im Smolensker Land. Smolensk war schon befreit und wir fuhren dann in die Ukraine und sahen dort diese ganzen verbrannten Dörfer. In Berdyczów sahen wir ganze Landstriche, wo früher Dörfer waren und nur noch die Schornsteine herausragten. Später hielten wir dann in Wäldern in Susk bei Kiwerce. Dort erzählte uns die Bevöl-

kerung über die Tragik und die schrecklichen Verbrechen der Hitlerschergen. Wir schiefen ja bei den Dorfleuten, es gab keine Kaserne, und die erzählten uns, was im Smolensker Land, in der Ukraine passiert ist, wie schrecklich sich die Deutschen dort verhalten hatten und wie sie mordeten. Das war ein fürchterlicher Terror.

Wie hat Sie die polnische Bevölkerung empfangen, als Sie die Grenze zu Polen passiert haben?

Die Menschen haben uns sehr herzlich begrüßt. Ihr könnt euch das nicht vorstellen. Ganze Scharen begrüßten uns. Sie gaben uns Wasser und Blumen. Ich hielt das nicht mehr aus. Die Jungs schrien dann »Hanka, steig in unser Auto ein« und wir fuhren los. Als wir vielleicht zwölf Kilometer hinter Lublin waren, wurde auf uns geschossen. Wir wussten nicht, wer schießt. Aber das war die NSZ⁹. Es waren lediglich zwölf Kilometer zwischen dem herzlichen Empfang und den Schüssen hier. So werden wir in Polen begrüßt?

Und das war ja auf dem Weg nach Majdanek¹⁰! Als wir da ankamen – wir sahen ja, dass die Leute uns wirklich herzlich grüßen – erst in Majdanek verstand ich, warum. Wer sind diese Menschen in den gestreiften Kleidern? Sie saßen abwesend in den Straßengraben. Etwas Unvorstellbares. Das waren Skelette! Wie kann man so zum Tier werden, um so etwas anzurichten? Das war alles so schrecklich. Ich habe das als sehr schlimm erlebt und es ist schwierig für mich, darüber zu sprechen.

»Wir wussten nicht, wer schießt. Aber das war die NSZ.«

Hat diese Erfahrung der Befreiung des Vernichtungslagers Majdanek etwas in Ihrem Leben verändert?

Natürlich! Majdanek – das war der Sinn, warum wir kämpfen! Damit diese verdammte Hitlersche Maschinerie zerschlagen wird! Wir konnten es nicht fassen. Eine Nation, die über eine so hohe Kultur verfügte, das war unfassbar, dass sie sich solche Qualen und einen so schrecklichen Mord ausgedacht haben. Etwas Unvorstellbares für einen normalen Menschen. Ihr werdet es schwer verstehen.

Meine Division war ja auch an der Befreiung des KZ Sachsenhausen beteiligt, konkret das 5. Regiment. Das war anders als in Majdanek. Die Menschen sahen schon etwas anders aus. Später kamen wir dann zur Elbe und haben uns dort mit den Amerikanern getroffen.

Wie haben Sie die Befreiung erlebt?

Das Wetter war wunderschön, wir fuhren auf einen Hof. Wir waren so kaputt und müde und plötzlich hörten wir die Stimme des russischen Radiosprechers: »Gorovit Moskva«¹¹ und irgendwas von der

Kapitulation Deutschlands. Aber wisst ihr, zu uns ist das nicht durchgedrungen. Ich war nur müde, wollte mich waschen und irgendwo in Ruhe sitzen, weil man ja zu Fuß unterwegs war. Die Jungs sagten: »Mädchen, das ist doch das Kriegsende!« Ich fragte: Ja, aber was weiter?« Das kam bei mir erst nach ein paar Stunden an. Das kommt nicht sofort, wie dass im Film gezeigt wird, dass sie alle Mützen in die Luft werfen. Da war dann so eine Leere.

Haben Sie sich damals die Frage gestellt, wie das Polen, um das Sie gekämpft haben, nach der Befreiung aussehen wird?

Nein, nein. Aber wir wussten, dass es ein anderes Polen sein muss. Und tatsächlich, ich sah diese Stallknechte und wie sie erniedrigt wurden. Sie wohnten unter entwürdigenden Bedingungen. Und ich sah unser Haus. Wisst Ihr, diesen Gegensatz.

Nach dem Krieg wurde ich 1946 in Radom demobilisiert und ich heiratete. Im Oktober 1947 bekam ich eine Tochter. Und ich fing leider sofort an, in der Frauenliga zu arbeiten. Ich war sozial aktiv, bekämpfte Analphabetismus, Prostitution

und Tuberkulose. Ich fuhr auf Dörfer, das war ja damals eine Völkerwanderung, die einen kamen an, die anderen fuhren los. Und wir schauten, wer noch nicht lesen und schreiben kann und brachten es ihnen dann bei. Aber ich arbeitete nur ein Jahr, weil ich plötzlich selber Tuberkulose bekam. Ich lag drei Jahre lang im Krankenhaus und wartete auf den Tod. Ich hatte ja schon mein Kind Wanda. Meine Mutter,

»Keiner weiß, dass ich gerne auch mal ein Date mit einem Jungen gehabt hätte, mir einen Blumenstrauß wünschte.«

die aus Sibirien kam, hat sie dann bis zum fünften Lebensjahr gepflegt. Ich durfte ja nicht besucht werden.

Das war alles schrecklich. Wir waren alle sehr jung, und keiner weiß, dass ich gerne auch mal ein Date mit einem Jungen gehabt hätte, mir einen Blumenstrauß wünschte. Wir hatten das nicht.

Wie gestaltet sich die Erinnerung an den Beitrag der Frauen-Soldaten zur Befreiung im heutigen Polen?

Das ist etwas Schreckliches, dass die Regierung meines eigenen Landes nicht mit einem Wort an diese Mädchen erinnert, überhaupt an diese Soldaten, die gekämpft haben für die Befreiung des Landes vom Faschismus. Das ist sehr traurig.

Vergesst nicht, dass es ohne Kommunikation keinen wirksamen Kampf geben kann. Das seht ihr in jedem Kriegsfilm, wenn der Befehlshaber sagt, verbinde mich mit dem oder dem. Und dann vergisst man, uns zu erwähnen? Das ist eine Schande für meine Regierung und ich schäme mich einfach. Kommunikation ist kein Kinderspiel, eine Kabeltrommel wiegt 16 Kilogramm und dann war da noch ein Telefonapparat aus Holz. Du gehst 30 oder 40 Kilometer am Tag. Es geht aber nicht nur um das Körperliche, sondern auch das Psychische. Warum man das jetzt so einfach verschweigt?

Es geht darum zu erinnern: An Janka Błaszczak (Wolanin, angenommener Name nach der Heirat, Anm. d. Ak), die Kompanie-Befehlshaberin der 82-mm-

Mörser der 3. Division. Łarysa Krupicz (Zakowicz) vom 8. Regiment der 3. Division und Janka Błaszczak befehligten sogar ganze Männer-Einheiten. Ada Mucha (Zurawska) befehligte eine ganze Kompanie im Frauen-Bataillon. Und Helena Bednarska (Danielska), Befehlshaberin des 2. Meldegänger-Zuges des 4. Infanterie-Regiments der 2. Division – wir haben doch auf ihrer Leitung über die Oder kommuniziert! Sie lebt noch. Und meine Gienia Uchman (Szlezak), die mit mir in der Meldegänger-Kompanie der 2. Division war und mit mir am 7. Mai 1945 die Elbe erreichte. Deshalb haben wir mit Maria Wójcik ein Buch herausgebracht über diese Frauen.¹²

DAS INTERVIEW WURDE AM 02.06.2013 VON KAMIL MAJCHRZAK IN WARSCHAU GEFÜHRT UND AUS DEM POLNISCHEN INS DEUTSCHE ÜBERSETZT.

ERLÄUTERUNGEN

1 DAS **NKWD** WAR DAS VOLKSKOMMISSARIAT FÜR INNERE ANGELEGENHEITEN IN DER SOWJETUNION.

2 **BETTNISCHÉ**.

3 IM POLNISCHEN ORIGINAL »**SILNI, ZWARCI, GOTOWI**«. DIES WAR EINE PROPAGANDA-PAROLE DES **OBÓZ**

ZJEDNOCZENIA NARODOWEGO (LAGER DER NATIONALEN VEREINIGUNG), KURZ OZN, EINER FASCHISTISCHEN SAMMELBEWEGUNG, DIE 1937 GEGRÜNDET WURDE UND DIE SANACJA-REGIERUNG STÜTZTE. BEI DEN GELENKTE WÄHLEN 1938 ERRANG DAS OZN 161 VON INSGESAMT 208 SEJM-MANDATEN.

4 EIN **GÖPEL** IST EINE KONSTRUKTION, MIT DER DURCH MENSCHLICHE ODER TIERISCHE MUSKELKRAFT LANDWIRTSCHAFTLICHE MASCHINEN ANGETRIEBEN WERDEN.

5 INSGESAMT WURDEN NACH UNTERSCHIEDLICHEN ANGABEN IN VIER DEPORTATIONS-WELLEN 320.000 BIS 800.000 POL_INNEN NACH **SIBIRIEN** DEPORTIERT. BETROFFEN WAREN KREISE DER INTELLIGENZIJA, D.H. MITTLERE UND HÖHERE STAATSBEDIENSTETE, FORSTWIRTE UND BAHNANGESTELLTE, MILITÄRANGEHÖRIGE, LEHRER_INNEN, BESCHÄFTIGTE IN DER WIRTSCHAFT SOWIE AUS DEM GENERALGOUVERNEMENT GEFLOHENE FLÜCHTLINGE. LETZTERE WAREN ZU ACHTZIG PROZENT JÜDISCH.

6 INFOLGE DES DEUTSCHEN ÜBERFALLS AUF DIE SOWJETUNION WURDEN IM SOMMER 1941 MIT DEM ABSCHLUSS DES SIKORSKI-MAJSKI-ABKOMMENS WIEDER DIPLOMATISCHE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN POLEN UND DER SOWJETUNION AUFGENOMMEN UND ZAHLREICHE SIBIRIEN-VERSCHLEPPTE AMNESTIERT. DAVOR STARBEN INSGESAMT CA. 58.000 POL_INNEN ZUMEIST AUS HUNGER UND KÄLTE IN LAGERN BZW. »SIEDLUNGEN« (SPECOSIOLKI). GLEICHZEITIG GENEHMIGTEN DIE

SOWJETISCHEN BEHÖRDEN DIE FORMIERUNG EINER POLNISCHEN ARMEE UNTER **GENERAL WŁADYSŁAW ANDERS**, DIE IM MÄRZ 1942 IN DEN NAHEN OSTEN EVAKUIERT UND DEM BRITISCHEN NAHOSTKOMMANDO UNTERSTELLT WURDE. SIE BILDETE HIER DEN GRUNDSTOCK FÜR DIE AUFSTELLUNG DES 2. POLNISCHEN KORPS, DAS AB 1944 IM ITALIENFELDZUG EINGESETZT WURDE. EIN JAHR SPÄTER FORMIERTEN POLNISCHE KOMMUNIST_INNEN IM SOWJETISCHEN EXIL ZWEI NEUE ARMEEN, DIE 1. POLNISCHE ARMEE, DIE U.A. AM STURM AUF BERLIN BETEILIGT WAR, UND DIE 2. POLNISCHE ARMEE, DIE U.A. IN DER SCHLACHT UM BAUTZEN UND DRESDEN EINGESETZT WURDE.

7 »UNSER VATERLAND GEBEN WIR NICHT AUF«: DIE ROTA (EID) WURDE VON DER SCHRIFTSTELLERIN MARIA KONOPNICKA 1908 ALS LIED GEGEN DIE GERMANISIERUNGSBESTREBUNGEN DES DEUTSCHEN KAISERREICHS GEGEN POLEN GESCHRIEBEN. SIE GALT LANGE ZEIT ALS DIE INOFFIZIELLE POLNISCHE NATIONALHYMNE.

8 **FRAUEN-SOLDAT** IST EINE SELBST GEWÄHLTE OFFIZIELLE BEZEICHNUNG. DIESE FORMULIERUNG BETONT, DASS SIE ALS FRAUEN GLEICHWERTIGE SOLDATINNEN WAREN, DIE BEWAFFNET AN DER FRONT KÄMPFTEN.

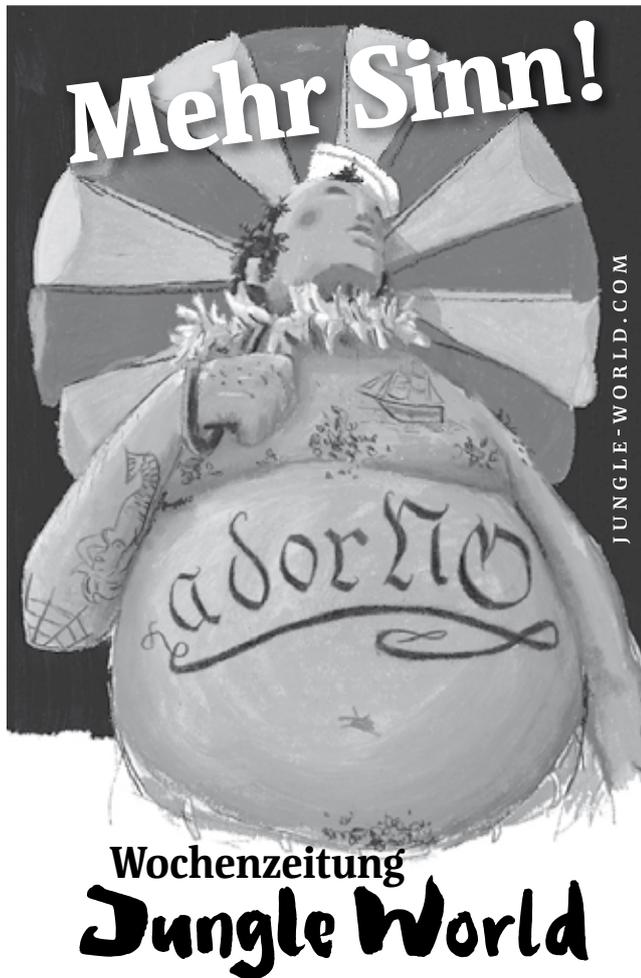
9 **NARODOWE SILEZBROJNE** (NATIONALE STREITKRÄFTE), KURZ **NSZ**, WAR EINE PRO-FASCHISTISCHE, POLNISCH-NATIONALISTISCHE »WIDERSTANDS-ORGANISATION« DES OBOZ NARODOWO-RADYKALNY-ONR (NATIONALRADIKALES LAGER), EINER ULTRANATIONALISTISCHEN BEWE-

GUNG, DIE IM MAI 1934 GEGRÜNDET WURDE. DIE **NSZ** IST FÜR ZAHLREICHE MORDE AN LINKEN POL_INNEN, SOWJETISCHEN PARTISAN_INNEN SOWIE JÜDINNEN UND JUDEN VERANTWORTLICH. ALS »VERSTOSSENE SOLDATEN« (ZOŁNIERZE WYKLECI) WERDEN SIE SEIT 2011 IM RAHMEN EINES NATIONALFEIERTAGES AM 1. MÄRZ GEEHRT. EBENSOWURDEN NACH EINEM BESCHLUSS DES POLNISCHEN PARLAMENTS VON 2012 IM ZUSAMMENHANG MIT DEM 70. JAHRESTAG DER ENTSTEHUNG DER **NSZ** IHRE »GUTEN DIENSTE FÜRS VATERLAND« GEEHRT. MEHR DAZU: ZOŁNIERZEPRZEKLECI.WORDPRESS.COM

10 DAS **VERNICHTUNGSLAGER MAJDANEK** BESTAND AB OKTOBER 1941 ZUNÄCHST ALS »KRIEGSGEFANGENENLAGER DER WAFFEN-SS LUBLIN«, AB FEBRUAR 1943 ALS »KONZENTRATIONSLAGER LUBLIN«, BIS DAS WEITGEHEND GERÄUMTE LAGER AM 23. JULI 1944 VON DER ROTEN ARMEE BEFREIT WURDE. VON DEN CA. 150.000 GEFANGENEN DES LAGERS WURDEN NACH NEUESTEN ERKENNTNISSEN DER GEDENKSTÄTE MAJDANEK 80.000 ERMORDET, DAVON 60.000 JÜDINNEN UND JUDEN. SIEHE: MAJDANEK.EU/ARTICLES.PHP?ACID=45

11 RUSSISCH FÜR: »HIER SPRICHT MOSKAU.«

12 **MARIA WOJCIK, KOBIETY-ZOŁNIERZE: 1. I 2. ARMII WOJSKA POLSKIEGO. BIOGRAFIE I WSPOMNIENIA, LUBLIN 2010.** DAS BUCH VERSAMMELT INSGESAMT SECHZIG BIOGRAMME VON FRAUEN-SOLDATEN DER 1. UND 2. POLNISCHE ARMEE SOWIE VIER SCHRIFTLICHE ERINNERUNGEN VON ÜBERLEBENDEN.



WER NUR SEINE STIMME ABGIBT, HAT NICHTS MEHR ZU SAGEN ...

Wer mitreden will, braucht klare
Worte, mutigen Journalismus von
links: »neues deutschland«

**2 Monate testen
für 31 €**



www.neues-deutschland.de

neues deutschland
▶ DRUCK VON LINKS

Der Termin-
kalender für
engagierte
Menschen

bewegung.taz.de

- informieren
- vernetzen
- bewegen



www.bewegung.taz.de – die Plattform für Veränderung



Das Magazin für antifaschistische Politik und Kultur ***antifa***

Herausgegeben von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes –
Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e.V. (VVN-BdA)

- Mit aktuellen Berichten aus deutschem und internationalem Geschehen
- Informationen zur Geschichts- und Gedenkstättenarbeit
- Tatsachen und Hintergründe zum Thema Neofaschismus
- 4-seitiges »Spezial« zu Schwerpunkten und theoretischen Auseinandersetzungen von historisch bedeutsamen Ereignissen
- Umfangreicher Kulturteil mit Rezensionen von Büchern, Filmen und Ausstellungen
- Erscheint zweimonatlich

Hiermit bestelle ich ***antifa*** zum nächstmöglichen Termin und zwar als

- Abo für 15,00 € jährlich (für Mitglieder der VVN-BdA im Beitrag enthalten)
- Vorzugsabo für 7,50 € jährlich (für Schüler, Studierende und Azubis mit Nachweis)
- Förderabo für 30,00 € jährlich.

Die Zeitschrift soll geliefert werden an:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Wohnort: _____

Das Abo verlängert sich um ein Jahr, wenn es nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Datum, Unterschrift: _____

Einsenden an: Redaktion ***antifa***, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin

Die Zeitschrift kann auch über ein Online-Formular bestellt werden: www.antifa.vvn-bda.de

WEITERHIN ERHÄLTlich:

Die drei früheren Ausgaben von »Fragt uns, wir sind die Letzten.«



IN NR. 1 LESEN SIE INTERVIEWS MIT:
Rudolf Schiffmann
Gisela Lindenberg
Karl-Heinz Joseph († 2010)
Peter Vogl
Erika Baum



IN NR. 2 LESEN SIE INTERVIEWS MIT:
Hans Kohoutek
Anna Köhler
Ilse Heinrich
Sara Bialas
Kurt Hillmann



IN NR. 3 LESEN SIE INTERVIEWS MIT:
Ursula Mamlök
Jelena Kadenić & Radoslav Derić
Fritz Sternhell
Lore Sternhell
Wilhelm Reinhardt

BEZUG ÜBER: Berliner VVN-BdA e.V., Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, Homepage: <http://berlin.vvn-bda.de>
eMail: berlin@vvn-bda.de, Telefon: +49 30 29 784 178
ZUM DOWNLOAD IM INTERNET: <http://fragtuns.blogspot.de/>



»DIE WAHRHEIT IST IMMER KONKRET.«
Lenin

konkret
Lesen, was andere nicht wissen wollen.
Jeden Monat am Kiosk.

www.konkret-magazin.de

**DIE
SINNE
SCHÄRFEN:
AK TESTEN!**

ak

Jetzt testen:
**4 Ausgaben
ak für 10 Euro!**
Bestellungen:
www.akweb.de

analyse & kritik
Zeitung für linke
Debatte und Praxis

Vom Systemadministrator
zum Whistleblower.

Jetzt!
Dein
Onlineabo
zählt



Die Tageszeitung
jungeWelt

www.jungewelt.de/onlineabo 

Herausgeber_innen/Gruppen

AK FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN

Wir sind Menschen aus verschiedenen antifaschistischen Zusammenhängen, die sich aktiv mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinandersetzen. Uns geht es hierbei darum, die Perspektiven von Verfolgten und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand zu bewahren und sichtbar zu machen.



VVN-BdA

Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) ist die älteste und größte antifaschistische Organisation in Deutschland. Sie ist ein unabhängiger, überparteilicher Verband, der ausgehend von den historischen Erfahrungen des Widerstands und der Verfolgung für Gleichheit, Solidarität, Demokratie und Frieden eintritt.

ANTIFA-JOUR-FIXE

Die Berliner VVN-BdA veranstaltet jeden dritten Montag im Monat den Antifa-Jour-Fixe. Zu Besuch waren u.a. schon Lore Diehr, die über ihre Erfahrungen als Mitglied einer Berliner Widerstandsgruppe im NS berichtete, und Gina Pietsch, die Stücke von Bertolt Brecht sang. Immer im Café Sybille (Karl-Marx-Allee 72, 10243 Berlin) und ab 18.30 Uhr.



»Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht. Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel. Das sind wir unseren Ermordeten und ihren Angehörigen schuldig.«

AUSZUG AUS DEM SCHWUR VON BUCHENWALD,
GELEISTET VON ÜBERLEBENDEN DES KONZENTRATIONSLAGERS BUCHENWALD AM 19. APRIL 1945